



Rezensionen und Anzeigen

Sonja Schreiner: Hellmut Flashar, Frühgriechische Philosophie. Wien: Passagen Verlag 2021.
100 S. ISBN 978-3-7092-0478-8 3

Sonja Schreiner: Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption XXXI. Hg. von Jochen Althoff -
Diego De Brasi - Sabine Föllinger - Georg Wöhrle. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2021.
196 S. ill. ISBN 978-3-86821-920-3. ISSN 0942-0398 5

Alfred Dunshirn: Robert König, Interimsliebe. Die Einheit von Syllogistik, Dialektik und Mystik.
Würzburg: Königshausen & Neumann 2021. 647 S. ISBN 978-3-8260-7447-9 9

Tobias Riedl: Gernot M. Müller - Jörn Müller (Hg.), Cicero Ethicus. Die *Tusculanae disputationes*
im Vergleich mit *De finibus bonorum et malorum*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2020.
(Philosophia Romana. 1.) 291 S. ISBN 978-3-8253-4789-5 12

Sonja Schreiner: Marian Nebelin - Claudia Tiersch (Hg.), Semantische Kämpfe zwischen
Republik und Prinzipat? Kontinuität und Transformation der politischen Sprache in Rom. Göttingen:
Vandenhoeck & Ruprecht 2021. (Historische Semantik. 31.) 513 S. ISSN 2198-2953. ISBN 978-3-525-
36760-5 16

Sonja Schreiner: Sebastian Bauer - Philipp Brockötter (Hg.), Exemplarität und Exzeptiona-
lität in der griechisch-römischen Antike. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Verlag Antike 2022. 307 S. ill.
ISBN 978-3-949189-09-8 21

Sonja Schreiner: Philip Aubreville, Der Hass im antiken Rom. Studien zur Emotionalität in der
späten Republik und frühen Kaiserzeit. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2021. (Historia Einzelschrift. 266.)
356 S. ISBN 978-3-515-13048-6 (Print). ISBN 978-3-515-13054-7 (E-Book) 26

Sonja Schreiner: Yasmin Schmidt, Ovids Epos und die Tradition des Lehrgedichts. Mythos und Elementenlehre in den „Metamorphosen“. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2021. (Hypomnemata. 210.) 360 S. ISSN 0085-1671. ISBN 978-3-525-33608-3 30

Franz Römer: Maria Chiara Scappaticcio (Hg.), Seneca the Elder and his Rediscovered *Historiae ab initio bellorum civilium*. New Perspectives on Early-Imperial Roman Historiography. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2020. X + 426 S. ISBN 978-3-11-068585-5. e-ISBN (PDF) 978-3-11-068866-5. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-068880-1 33

Clemens Weidmann: Agostino, La Provvidenza. Testo, traduzione e commento a cura di Elisa Dal Ciele. Bologna: Pàtron Editore 2020. (Testi e manuali per l'insegnamento universitario del Latino. 150.) 294 S. ISBN 978-88-555-3481-9 39

Sonja Schreiner: Michael Stölb erg, Gelehrte Medizin und ärztlicher Alltag in der Renaissance. Berlin-Boston: Walter de Gruyter. Oldenbourg 2021. VIII + 580 S. ill. ISBN 978-3-11-070732-8. e-ISBN (PDF) 978-3-11-070738-0. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-070740-3 40

Katharina-Maria Schön: Oliver Victor - Laura Weiß (Hg.), Europäische Utopien – Utopien Europas. Interdisziplinäre Perspektiven auf geistesgeschichtliche Ideale, Projektionen und Visionen. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2021. 245 S. ill. ISBN 978-3-11-075365-3 (Print). 978-3-11-07569-44 (E-Book) 46

Gabriela Kompatscher: Ursula Seeber - Veronika Zwirger - Doerte Bischoff - Carla Swiderski (Hg.), Mensch und Tier in Reflexionen des Exils. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2021. (Exilforschung. 39.) 408 S. 71 Abb. ISBN 978-3-11-073080-7. e-ISBN (eBook) 978-3-11-072962-7 54

Sonja Schreiner: Franz Römer, Vorlesungsanthologie zur thematischen Breite und politischen Relevanz der römischen Literatur. Hg. von Wolodymyr Sulym. Lwiw: Nationale Iwan-Franko-Universität 2021. 392 S. ISBN 978-617-10-0679-9 58

Herausgeber: *Herbert Bannert*

Fachberatung und wissenschaftliches Lektorat: *Kurt Smolak*

Redaktion: *Sonja Schreiner* / Titelbild: *Sonja Reisner – Raimund Merker*

Rezensionsangebote erbeten an: klass.phil.rezensionen@univie.ac.at

Hellmut Flašhar, *Frühgriechische Philosophie*. Wien: Passagen Verlag 2021. 100 S. ISBN 978-3-7092-0478-8

Mit dem – nach „Hellenistische[r] Philosophie“ und „Platon“ – schon dritten Bändchen der „Passagen Philosophie“ legt Hellmut Flašhar eine gut fassliche Einführung in die „Frühgriechische Philosophie“ (12) „mit dem Anspruch auf Sofortverständlichkeit“ vor. (Diese keineswegs einfache Vorgabe löst der Verfasser durchgehend ein.) In der „Einleitung“ erklärt er, warum er sich gegen die sonst übliche und verbreitete Bezeichnung ‚Vorsokratiker‘ entschieden hat, deren Genese (von Johann August Eberharts „Allgemeine[r] Geschichte der Philosophie zum Gebrauch akademischer Vorlesungen“ [Halle 1788] bis zu Hermann Diels’ „Fragmente[n] der Vorsokratiker“) er erläutert (11–12): „Der Begriff ‚Vorsokratiker‘ wird hier vermieden, weil er verstanden werden kann, um das Vorläufige [*sic*] (im wörtlichen Sinn) der frühgriechischen Philosophie zu bezeichnen. Es mündet die frühgriechische Philosophie auch gar nicht in Sokrates, sondern in Platon [...]. Wenn es bei Cicero [...] heißt, Sokrates habe die Philosophie vom Himmel ‚heruntergerufen‘ [...], so ist damit eine Wende bezeichnet, die in dieser Form nicht zutrifft. [...] Die Vermeidung des Ausdruckes ‚Vorsokratiker‘ soll [...] die Eigenständigkeit der frühgriechischen Philosophen zum Ausdruck bringen.“

Systematisch entwirft Flašhar in stets nur wenige Seiten umfassenden Kapiteln ein Panorama von „Präphilosophische[n] Vorstufen“, bei denen er den Ursprung der Philosophie im Epos, konkret in der *Ilias* und der *Theogonie*, verortet, und von „Milesische[r] Philosophie“ (mit gut fasslichen Kurzzustellungen von Thales, Anaximander und Anaximenes) über „Xenophanes“, „Pythagoras“, „Heraklit aus Ephesos“, „Parmenides“, „Zenon und Melissos“, „Empedokles“, „Anaxagoras“ und „Archelaos und Diogenes von Apollonia“. Flašhar gelingt es, ebenso nachvollziehbar wie unkompliziert den philosophischen Umgang mit für Homer und Hesiod prägendem Vokabular darzustellen (15): „Es sind damit Worte und Faktoren benannt, die von den frühgriechischen Philosophen aufgenommen und dann weiterentwickelt worden sind.“ Philosophie hat ihren Platz mitten im Leben der griechischen Antike (17): „Die Philosophie ist bei den Griechen nicht durch Denker entstanden, die sich in die Einsamkeit zurückgezogen hätten, sondern in einer der lebhaftesten Städte der alten Welt, in Milet.“

Für jeden Proponenten arbeitet Flašhar dessen Alleinstellungsmerkmale, aber auch etwaige Abhängigkeiten heraus. An Xenophanes aus Kolophon macht er die Strahlkraft schriftlich niedergelegter philosophischer Lehren deutlich, ist doch (23) „unbestritten, dass dorthin auch die Kunde von der Philosophie der Milesier drang.“ Damit verbunden ist zum einen Nacheifern, zum anderen Neuerung: „Auch Xenophanes hat seine Lehre schriftlich niedergelegt, aber nicht – wie Anaximander und Anaximenes – in Prosa, sondern in elegischen Distichen [...]. Diese Form der Dichtung bedeutet aber nicht ein[en] Rückschritt hinter die Prosa der milesischen Philosophie, sondern einen ganz neuen Zugang zur philosophischen Mitteilung.“ Bei Pythagoras steht (27) „nicht der Kosmos, sondern die menschliche Seele“ im Zentrum. Heraklits Lehre wird aus einer besonders großen Anzahl an Fragmenten gut fassbar. Sein Stil erfordert aber Konzentration (31): „Es sind einzelne Sätze, die in sich schlüssig sind, aber gerade wegen ihrer lapidaren Kürze ohne nähere Begründungen sich dem Verständnis nicht leicht erschließen.“ 33–34 liefert Flašhar als aussagekräftiges Beispiel die gemeinhin verkürzende Interpretation des untrennbar mit Heraklit verbundenen *dictum* „Alles fließt“, (34) „wonach ständig alles im Fluss ist und es nichts Beständiges gibt. [...] Damit aber ist die Philosophie Heraklits unzureichend gekennzeichnet. Das Entscheidende ist die Spannung zwischen dem Beständigen und dem Fließenden. Denn wir bleiben bei allen Veränderungen

die gleiche Person und der Fluss bleibt bei ständigem Wechsel des Wassers doch der gleiche Fluss.“ Parmenides charakterisiert Flashar als (37) „de[n] wohl tiefste[n] und folgenreichste[n] Denker unter den frühgriechischen Philosophen.“ Er setzt ihn gefühlvoll in Bezug zu Heraklits, aber auch zu Thales' Theorien und präsentiert ihn als Denker, Dichter (insbesondere am Proömium exemplifiziert) und Philosoph (37–38): „Ganz schwer ist das Verhältnis von Parmenides zu Heraklit zu beurteilen. Ob Parmenides mit seiner Lehre vom Sein die Antwort auf die Lehre vom Fluss aller Dinge ist oder ob umgekehrt Heraklit sich kritisch auf Parmenides bezieht, ist umstritten.“ Bei der Vorstellung Zenons stellt Flashar dessen Paradoxien in den Vordergrund (46–47): „1. Der Läufer. [...] 2. Achill und die Schildkröte. [...] 3. Der ruhende Pfeil. [...] 4. Das Stadion.“ Aristoteles stellt er als seinen Kritiker, Melissos als seinen Fürsprecher dar und betont dessen und Zenons Verwandtschaft mit Parmenides.

Mit dem aus Sizilien stammenden Empedokles setzt Flashar neu ein, denn die (51) „Philosophie der Eleaten hat eine starke Wirkung vor allem auf Platon entfaltet, ist aber in Elea selbst nach Melissos nicht weiterentwickelt worden.“ Flashar konzentriert sich auf Empedokles' (53–54) „komplette Kosmologie und Zoogonie. Von besonderem, auch medizinhistorischem Interesse ist dabei seine Theorie der Hautatmung. [...] Empedokles hat hier ein Phänomen entdeckt und beschrieben, das in der modernen Medizin aufgenommen und weitergeführt worden ist [...]“. An der Seelenwanderung und der damit verbundenen Ablehnung von Tieropfern demonstriert Flashar Empedokles' Nähe zu Parmenides. Anaxagoras sieht er im Unterschied zur Doxographie aus chronologischen Gründen nicht als Schüler des Anaximenes und betont seine Bedeutung für Platon und Aristoteles, insbesondere für die Wirkungsmacht des Geistes und den unbewegten Bewegter. Von ähnlicher Bedeutung sind Archelaos, wengleich Flashar ihn nicht für den Lehrer des Sokrates hält, und Diogenes. Beide (64) „tragen im Gefolge des Anaxagoras dazu bei, die Philosophie in Athen heimisch zu machen und dabei ihre Konzeptionen über die Ursachen und Grundstoffe des Seins neu zu durchdenken und neuen Rahmenbedingungen anzupassen.“

Am Ende stehen „Die Atomisten“ (Leukipp und sein Schüler Demokrit), „Die Sophisten“ (Protagoras, Gorgias, Hippias, Prodikos, Antiphon) und als wirkungsgeschichtlicher Ausblick „Die Rezeption der frühgriechischen Philosophie“ (von Platon und Aristoteles über Theophrast und Tertullian bis zu Dante und Erich Kästner). Wie bei den Philosophen aus Milet geht es bei den Atomisten um (65) „die Suche nach einem Grundstoff, aus dem alles Geschehen erklärbar ist. [...] Das ist das Atom, wörtlich ‚das Unteilbare‘.“ Flashar erklärt in aller Kürze den (69) „Unterschied zu modernen Atomtheorien“, weist aber auch auf das Bewusstsein der „bedeutendsten Forscher der modernen Atomphysik“ für den „Grundbaustein der Welt (beziehungsweise der Welten)“ als „Erfindung und Leistung Demokrits“ hin. Abschließend äußert er sich auf Basis des *Corpus Hippocraticum* zum berühmten Lachen Demokrits; es sei nämlich (70) „keine Krankheit, sondern ein angemessenes Mittel, um dem unvernünftigen Treiben der Menschen zu begegnen.“ Die Sophisten stellt er in Kurzbiographien und unter Hervorhebung ihrer jeweiligen Besonderheiten vor, wengleich nicht alle (etwa aufgrund von Namensgleichheit) gleich gut zu fassen sind, und äußert sich einleitend (71) und subsumierend (77) recht neutral: „Wenn man unter der frühgriechischen Philosophie alles Denken (und schriftliches Formulieren) über die Welt und den Menschen vor Sokrates und Platon versteht, gehört die Sophistik dazu. Das Wort ‚Sophistik‘ ist zunächst kein Terminus für eine bestimmte philosophische Richtung, sondern Sophist bezeichnet einen Menschen, der durch sein Wissen und Können besonders hervorragt.“ Neu ist die fehlende Ortsgebundenheit und die verstärkte Persuasion durch Rhetorik neben schriftlicher Niederlegung: „Insgesamt greifen

die Sophisten Positionen der frühgriechischen Philosophie auf und suchen auf ihre Weise Kritik und die Aufstellung ihrer eigenen Positionen miteinander zu verbinden.“

Im wirkungsgeschichtlichen Ausblick zeigt Hellmut Flašhar mit der Selbstverständlichkeit des Kenners Bezüge innerhalb der Philosophiegeschichte (Hegel, Nietzsche, Heidegger, den Entwurf zu einer Vorlesung eingeschlossen), aber auch zur Dichtung (Goethe) und Musik (Bruckner) auf, skizziert die Editions-geschichte der frühgriechischen Philosophie und erläutert an Friedrich Schleiermacher, Eduard Zeller und Friedrich Ueberweg wichtige Proponenten (und Etappen) der Wissenschaftsgeschichte.

Zumeist kurze, selten auch längere, mit Bedacht ausgewählte Textpassagen in deutscher Übersetzung verdeutlichen Flašhars luzide Ausführungen; ein schlanker Anmerkungsapparat enthält unentbehrliche Ergänzungen und grundlegende Literaturhinweise; zahlreiche Querverweise und das Herausarbeiten gemeinsamer und trennender Elemente lassen über das gesamte Handbüchlein hinweg Kontinuität ebenso sichtbar werden wie Entwicklung. Am Ende schlägt Hellmut Flašhar die Brücke zurück zum Anfang, wenn er die Übersetzung eines Anaximander-Fragments durch Martin Heidegger zitiert und den im Marbacher Literaturarchiv liegenden Text bewertet (92–93): „Er sieht in dem Fragment einen ‚Spruch‘, was nicht zutrifft. [...] Diese (vermeintliche) Übersetzung ist eine Transposition des relativ einfachen Gedankens Anaximanders in die nicht unkomplizierte Sprache Heideggers. Es bleibt aber die Erkenntnis, dass die Frage nach dem Sein bei Anaximander beginnt.“ Bei aller Freude über die Wirkungsmacht des frühen Philosophen bis in die deutsche Philosophie des 20. Jh. kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Hellmut Flašhar das Original der Bearbeitung vorzieht: Es macht eben nur der Vergleich sicher.

Sonja Schreiner

Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption XXXI. Hg. von Jochen Althoff - Diego De Brasi - Sabine Föllinger - Georg Wöhrle. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2021. 196 S. ill. ISBN 978-3-86821-920-3. ISSN 0942-0398

„Wie vieles im ersten Jahr der großen Corona-Pandemie konnte auch die reguläre AKAN-Tagung nicht stattfinden.“ So eröffnet Jochen Althoff das „Vorwort“ und dankt den Beiträger*innen dafür, dass sie trotzdem insgesamt acht Aufsätze (jeweils mit ausführlichem Literaturverzeichnis und in den meisten Fällen auch mit englischem Abstract) geliefert haben, um Band 31 der etablierten Reihe zu ermöglichen.

Georg Wöhrle und Clemens Lunzner stellen die Frage „κηρύλος bei Alkman fr. 26 Davies: ein Phantasievogel?“ und identifizieren den aus der Mirabilienliteratur (Antigonos von Karystos) und Lyrik (Alkman) bekannten *kērylos* als Braunliest (*Halcyon smyrnensis*), sehen den κηρύλος unter Verweis auf Aristophanes' *Vögel* als (11) „männliche Version der ἀλκυών“, schildern nach Aelian (und Plutarch), wie die weiblichen Tiere die altersschwachen männlichen tragen, und nach Aristoteles ihr Leben als Wasservogel. Sie diskutieren, ob es sich um eine oder um verschiedene Arten handelt, da mit ἀλκυών im Regelfall der Eisvogel (*Alcedo atthis*) bezeichnet wird. Detailliert listen die Verfasser Ähnlichkeiten und Unterschiede von Eisvogel und Braunliest auf und setzen die ornithologischen Befunde zu den Aussagen in den Texten (darunter zusätzlich Athenaios, Klearchos und Archilochos). Eine (19) „zweifelsfreie Identifizierung“ ist nicht möglich, „einen reinen Phantasievogel“ schließen

sie jedoch aus: „Vielleicht erscheint jedoch folgende Überlegung naheliegender: Es darf wohl konstatiert werden, dass zu Aristoteles' Zeit beide Namen für verschiedene, doch ähnliche Vogelformen benutzt wurden. Sie ergibt sich aus *HA VII (VIII)*, 593 b 8–12. Die genannten Charakteristika verweisen dann auf den κηρύλος als eine dem Eisvogel ἄλκυόν ähnliche Form, und dafür kommt am ehesten der genannte Braunliest in Betracht. Und könnte dann nicht Antigonos' Aussage, dass die männlichen *Halkyonen* also *kēryloi* genannt werden, darauf hinweisen, dass man in den beobachteten (größeren) Braunliesten die Männchen (also die *kēryloi*) sah, in den kleineren Eisvögeln hingegen die Weibchen?“ Zwei Abb. (22) untermauern diese Ansicht.

Clemens L u n c z e r fragt „Alles nur Gezwitscher? Eine ornithologische Untersuchung der Vogellaute in Aristophanes' Komödie *Die Vögel*“ und differenziert auf Basis der charakteristischen (23) „Vogellaute“ in identifizierbare Vögel (Wiedehopf, Kuckuck, Steinkauz) und unspezifisches Zwitschern. Beide ornithologischen Beiträge enthalten zahlreiche (auch längere) Textpassagen in Original und Übersetzung, die den Nachvollzug des Dargestellten bedeutend erleichtern. L u n c z e r konstatiert große Lebensnähe (24): „Die von Aristophanes verwendeten Vogelnamen und die entsprechenden Arten dürften weithin bekannt gewesen sein, schließlich wollte er erreichen, dass das Publikum seine mit den einzelnen Vögeln verbundenen Anspielungen und Witze versteht.“ Neben eindeutig identifizierbaren Lautäußerungen stehen (41) „,typische' Vogellaute“. Diese (42) „nachzuahmen scheint ein sehr altes Bedürfnis der Menschen zu sein. Insbesondere Vogelgesänge (43) „aus einer Vielzahl an Elementen“ und zusätzlich „in einer hohen Geschwindigkeit vorgetragen“ tendieren dazu, „kein konkretes Element aufzuweisen], welches man allgemein verständlich in die menschliche Sprache transkribieren könnte. Es bleibt dann nur die Möglichkeit, dies als ‚Gezwitscher‘, ‚Pfeifen‘, ‚Tirillieren‘ o.ä. zu beschreiben.“

Sergiusz K a z m i e r s k i beantwortet die titelgebende Frage „Wie ist nach Aristoteles die Seele im Leib?“ unter systematischer Ausdeutung signifikanter Passagen aus dem *Corpus Aristotelicum* und mit einem Ausblick auf Heinrich von Kleists *Über das Marionettentheater* (mit dem verbindenden Element der [61] „Bewegung des Schwerpunktes“ und des Hineinlegens der [62] „Seele des Spielers“ in die Marionette, was ihr „eine nahezu natürliche Erscheinung“ gibt). Damit verbunden ist eine kompakte Vorstellung der aristotelischen Schriften und eine Definition des (51) „Begriff[s] der ‚Seele‘“. K a z m i e r s k i differenziert in eine (59) „Wahrnehmungs- und Bewegungsseele“ und eine „Nährseele“ und fasst zusammen: „Die Seele ist nach Aristoteles im Leib so, dass sie die Belebtheit des Lebewesens realisiert, indem sie insgesamt die herrschenden und wirkenden Bewegungen sowie deren Wirkungen sich realisieren [*sic*] lässt.“

Maximilian H a a r s erläutert „Pflanzensystematische Kenntnisse bei Theophrast und Dioskurides am Beispiel der Gattung *Euphorbia* L.“ Wenngleich sich bereits in den antiken Texten binäre Nomenklatur findet, ist H a a r s bemüht, die anachronistische Projektion moderner Terminologie zu vermeiden (65–66): „Die Frage, welche Klassifikationsmethoden antike Kulturen entwickelt haben und welche Konzepte damit jeweils verbunden sind, ist Gegenstand einer interdisziplinären Forschung, der sich auch der vorliegende Beitrag verpflichtet sieht. Im Folgenden soll es darum gehen, wie antike Fachschriftsteller die natürliche Verwandtschaft einer Gruppe von Pflanzenarten beschrieben haben, die ein Laie teilweise als nicht zusammengehörig erkennen würde oder teilweise nur schwerlich voneinander abgrenzen könnte. Dabei wird sich zeigen, dass rationale morphologische Unterscheidungen getroffen und genaue Standortangaben gemacht wurden, die einen Vergleich mit der modernen Einteil-

lung ermöglichen.“ Wolfsmilchgewächse stellt Haars deswegen ins Zentrum, weil der Mittelmeerraum das natürliche (66) „Florengebiet“ der „sehr heterogene[n] Gattung“ darstellt. Abb. (80) verdeutlichen die mit zahlreichen Textbeispielen und zwei systematischen Darstellungen (69 und 75) durchgezogenen Ausführungen.

Christoph Hamann analysiert „Naturwissenschaft und Theologie im Dialog *De resurrectione* des Methodios von Olympos“. Der Dialog gehört zu Methodios' Spätschriften (82): „Der Fokus, den dieser Beitrag einnimmt, richtet sich vor allem auf die Frage, wie Methodios in diesem Dialog naturwissenschaftliches oder auch naturphilosophisches Wissen aufnimmt, in die jeweiligen Argumentationen der Gesprächsteilnehmer integriert und welche Funktion die naturwissenschaftlichen Aspekte für die in diesem Werk entfalteten theologischen Positionen erfüllen.“ Zunächst erläutert er neutestamentliche Grundlagen und Einflüsse von Athenagoras und Tertullian, danach analysiert er *De resurrectione* in zwei Teilen und konstatiert schließlich, dass Methodios bei (109) „der Einbindung von naturwissenschaftlichen Theorien insgesamt weiter geht als“ seine Vorgänger, dass er Empedokles, Aristoteles und Galen breit rezipiert und „sowohl von der ‚heterodoxen‘ als auch von der ‚orthodoxen‘ Seite beansprucht.“ Dabei ist eines zentral (110): „So sehr Methodios in diesem Dialog die Naturwissenschaften beachtet, so sehr legt er Wert darauf, die Auferstehung nicht auf einen natürlichen Vorgang zu reduzieren. [...] Im Verlauf des Dialogs zeigt sich deutlich, welche Position als gültige anzusehen ist, nämlich die Vorstellung von der leiblichen Auferstehung.“ Diskussionen sorgen für Profilschärfe (111): „Darüber hinaus sucht Methodios [...] das Gespräch mit antiken naturwissenschaftlichen Theorien. Dies könnte ein Grund dafür sein, warum sein theologischer Ansatz im Kontext seiner Zeit so innovativ wirkt.“

Wolfgang Hübner beantwortet mit einer Fülle von Texten aus unterschiedlichen Genera die Frage „Inwieweit kann die Insel Rhodos als ein Zentrum gelten?“ geographisch-astronomisch, künstlerisch, wissenschaftlich, historisch, politisch, kultisch-religiös, ästhetisch, rhetorisch, geologisch und klimatisch. 118 hilft die Abb. des „Gradnetz[es] des Eratosthenes und Strabo“ bei der entsprechenden Verortung ebenso wie 135 die Abb. des „Hauptmeridian[s] des Eratosthenes“. Rhodos wird zu einem (117) „wichtigen Kreuzungspunkt der Erdvermessung“. Hübner kommt zu dem Fazit (141): „Bei den Versuchen, die Erde zu vermessen, hat man deutlicher, als bisher geschehen, zwischen Breiten- und Längeneinteilungen zu unterscheiden. Die herausragende Stellung der Insel auf dem West-Ost-Parallel beruht auf ihrer Scharnierfunktion im Übergang vom Seeweg zum Landweg und gleichzeitig von Europa nach Asien. Der glatte Wert der längsten Tagesdauer mit 14½ Stunden und dementsprechend die Breite von 36° nach zwei Fünfteln des Bogens vom Äquator zum Nordpol machten ihren Parallel insgesamt zu einem idealen Referenzpunkt zwischen Süden und Norden. Erst sekundär kam ihre privilegierte Position auch auf dem Süd-Nord-Meridian hinzu, nachdem der in Alexandrien tätige Eratosthenes die Spanne des Nils zwischen Meroe, Syene und Alexandrien über das Meer hinweg nach Norden extrapoliert hatte. Auch diese Referenzstrecke traf auf dem Weg von Süden nach Norden das kleinasiatische Festland bei Rhodos.“

Virginia Mastellari und Gabriele Greco untersuchen „Spider Silks and Webs in Ancient and Modern Knowledge“ und spannen dabei, ausgehend von der Faszination über biologische Produkte, ihr wissenschaftliches ‚Netz‘ von der Naturbeobachtung (mit Auszügen aus Plinius maior und Aristoteles über das Jagdverhalten von Spinnen) über den Vergleich mit menschlichem Weben und das geometrische Prinzip eines Spinnennetzes (bei Aelian) bis zu Materialstudien, den medizinischen Gebrauch von Spinnenseide eingeschlossen, und dem Modellcharakter des Webens (und v. a. Ausbessern des Netzes) unter gesellschaftsphiloso-

phischer Perspektive (mit Schwerpunkt auf Plutarch und Demokrit). Zahlreiche Abb. (165–167) unterstreichen die Bedeutung von Spinnen(netzen) für unterschiedlichste Lebensbereiche des Menschen (163–164): „To sum up, the act of weaving webs is sometimes understood to indicate industriousness [mit Beispielen aus Hesiod, Aristoteles und Aelian], but it could also signify neglect, carelessness [mit n. 74: „A place abandoned by humans, as Odysseus’ marital bed covered in webs after his long absence”]. The web is sometimes seen as a fine work, produced by intelligent creatures [gemäß Aristoteles und Cicero] and sometimes just a symmetrical product of instinct rather than art [nach Hippokrates und Galen]. Thus spider-silks’ spinning and web building can be inspiring for human purposes and their influence has been crucial in developing and designing technologies, techniques, and affecting our cultural heritage.”

Abschließend stellen Sina L e h n i g und Jörg L i n s t ä d t e r in „Nature, History, *Natural History*“ ein bioarchäologisches Instrumentarium für Altertumswissenschaftler*innen mit Interesse an Interaktion von Mensch und Umwelt zusammen, wobei sie der berühmten Kritik von Plinius maior am Raubbau besonderen Stellenwert einräumen und sich auf Alexander von Humboldts holistische Sicht auf die Natur und die damit verbundene Verantwortung des Menschen berufen. Dabei differenzieren sie zwischen Beurteilungsfaktoren, die horizontal und vertikal limitierend wirken (175–176): „[...] horizontal limiting factors are understood to mean that textual media represent a very narrow section of the actual truth for the chronological and geographical space under investigation, which was chosen by a person in the past. Thus, the information contained therein is often a reflection of the author’s personal, political, emotional, religious and economic place in life. Therefore, textual media primarily inform about these aspects, usually limited to a certain, mostly educated, higher class of the population, while the broad mass of contemporary individuals is mostly not represented. Thus, in the *horizontal perspective*, only certain groups of people are studied through textual media. However, the knowledge of non-text-producing, illiterate people about animals and plants, their use in everyday life as food, medicine and raw material, and the impact and consequences of these uses on the past landscape remain hidden. [...] In the *vertical perspective* text-study approaches to human-environmental interactions are limited by the actually narrow time period of human history that can be explored by means of written evidence.“ Die Verfasser*innen möchten die unterschiedlichen Ansätze verbinden, lehrreiche Fallstudien zusammenstellen und einen Brückenschlag zwischen aktueller und vergangener Naturwissenschaft versuchen, indem sie die einzelnen Spezialdisziplinen kompakt vorstellen (173): „Ancient texts and bioarchaeological studies often open up very different perspectives on the use and exploitation of natural resources by humans and the resulting interrelationships. Thus, we believe that an integration of diverse data allows for complementation and can serve as a mutual corrective. To this end, we provide an introduction into the methods of Micromorphology, Provenance Analysis, Archaeobotany, Archaeozoology [mit den Subdisziplinen Archäomalakologie und Archäoichthyologie] and Residue Analysis [insbesondere Töpfereiprodukte]. We especially aim to demonstrate the possibilities of these methods for research questions dealing with the use of specific natural resources by humans as raw material, food or medicine, the consequences of this exploitation, human feedback to natural disasters and climate change.“ Eine Schichtenskizze (191) gibt eine optische Stütze für ein vertieftes Verständnis der (190) „reconstruction of paleoenvironments“. Das erklärte Ziel der Verfasser*innen ist (191) „to develop sustainable strategies for future human life on this planet“ und

„a plea for the scientific community to make use of a large number of appropriate methods in order to draw up a holistic picture of humans in their environment.“

Zwei programmatische Aussagen aus diesem ‚Schlussstein‘ sollen am Ende der Besprechung stehen, da sie das, wofür die Reihe „Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption“ steht, geradezu idealtypisch ausdrücken (174): „Whether it is better air quality as a result of the Covid-19 Pandemic or the melting of glaciers as a result of global warming. The further back in time we go, the greater seems to be the challenge to identify human-environmental interactions and perceptions of the feedback processes between nature and society.“ AKAN XXXI stellt sich dieser Herausforderung. (177): „With our current knowledge of nature, we are exploring that of our ancestors.“ Genau das macht AKAN XXXI. Wir freuen uns schon auf vol. 32.

Sonja Schreiner

Robert König, Interimsliebe. Die Einheit von Syllogistik, Dialektik und Mystik. Würzburg: Königshausen & Neumann 2021. 647 S. ISBN 978-3-8260-7447-9

„Ich stampfe durch den Dreck bedeutender Metaphern, Meta, Meta, Meta, Meta für Meter ...“ – so hört man im ersten Stück des Albums *Tabula rasa* der deutschen Band *Einstürzende Neubauten*, das „Die Interimsliebenden“ betitelt ist. Beim Weg durch Robert König's Buch, dessen Titel unter Bezugnahme auf dieses Stück gewählt ist (vgl. 5), stößt die Leserschaft nicht nur auf bemerkenswerte Metaphern, wenn beispielsweise vom „Sturm der Bestimmtheit“ (93) die Rede ist, vor allem durchschreitet sie dabei ein Werk originärer Metaphysik. Es spricht nicht primär über philosophische Positionen, vielmehr bringt es das Tun eines Philosophierenden zum Ausdruck. Von ihrem eigenen Anspruch her ist diese Schrift freilich weniger als Ausführung der Metaphysik denn als Ausdruck der „*Mirabilistik*“ zu betrachten, die stets „Einladung zum *Selbstphilosophieren*“ sei (9). König hat einen unzeitgemäßen Text vorgelegt, der aber beanspruchen kann, zeitlos zu sein.

Die vorliegende Studie ist eine – mit einem Ausdruck aus dem musikalischen Metaphernreich gesagt – Auskoppelung aus der umfangreicheren Unternehmung „Logik + Mystik“, in deren Rahmen der Verfasser bisher zwei Bände veröffentlichte. Im ersten Band dieser Reihe bilden „Die Interimsliebenden“ einen der „Mirabilien“ genannten Abschnitte (Logik + Mystik, Bd. 1, Norderstedt 2019, 203–323). Mit dem Terminus ‚Mirabilie‘ ist man auf die große Rolle der „Verwunderung“ in jenem Werk verwiesen, von der auch die *Interimsliebe* ihren Ausgang nimmt. Diese Untersuchung unterscheidet sich von der ähnlich benannten Abhandlung in „Logik + Mystik“ durch die explizite Auseinandersetzung mit Forschungspositionen zu Aristoteles und Platon, die in den letzten 200 Jahren vorgebracht wurden.

Das Buch gliedert sich in drei Teile. Um einen zwei Seiten umfassenden Mittelteil, das „Interim“ (335–336), welches als *metaxy*, als „Zwischen“, das Scharnierstück des Ganzen bildet, gruppieren sich die zwei großen Abschnitte „Syllogistik, Dialektik, Mystik“ (Teil 1) und „Zur Situation der Forschung“ (Teil 2). Der erste Teil ist ebenso triadisch angelegt wie das Gesamtwerk und entfaltet unter dem Dreigestirn des Wahren, Schönen und Guten den Zusammenhang von Aristoteles, Platon und Sokrates. Aristoteles' Denken wird hierbei unter dem Leitthema des Wahren, Platons Dialektik unter demjenigen des Schönen und Sokrates' Wirken unter dem des Guten entwickelt. Als ein zentrales Anliegen des Textes lässt sich von Beginn an die Bemühung fassen, den „halbierten“ Aristoteles (vgl. z. B. 108) in seine spekulati-

ve Vollständigkeit zu erheben. Halbiert sei Aristoteles vor allem dann, wenn er – was, so König, in Aristoteles' eigenen Abhandlungen angelegt ist – „erstfigürlich“ reduziert wird (z. B. 89). Hinter dieser Formulierung steht die Unterscheidung von Schlussfiguren in der traditionellen Logik, die sich auf Aristoteles' Ausführungen zur Syllogistik in den *Analytiken* zurückführen lässt. Aristoteles favorisiert hinsichtlich der wissenschaftlichen Evidenz diejenige Anordnung der Begriffe, in welcher der Mittelbegriff tatsächlich in der Mitte zwischen den Extremen steht (und nicht an deren Rand). Mit dem „Primat der ersten Figur“ (80) sei bei Aristoteles eine Weichenstellung verbunden, die sich in den Kapiteln 16 und 17 des siebenten Buches der *Metaphysik* widerspiegle. Dort trete bei der Frage nach der Erklärbarkeit des Dass- und Warum-Seins die (Über-)Betonung des Anderen im Gegensatz zum Selbst deutlich zutage. Weite Teile der Forschung seien Aristoteles in der Festlegung gefolgt, das *diá*, das „Warum“, müsse in einem Anderen, das über Anderes ausgesagt wird (vgl. *Metaphysik* VII 17, 1041a25f.), gesucht werden. Die Bemühung um die Erfassung des *autó* oder des *kath' hautó*, des „Selbst“ oder des „Gemäß-sich-selbst“, das typisch für die Rede von der Ideenannahme in Platons Schriften ist, sei demgegenüber vernachlässigt worden (64): „Aristoteles, und mit ihm der größte Teil der Geistesgeschichte, trifft an dieser Stelle die folgenschwere schlusslogische Entscheidung: ‚Untersuchen, weshalb etwas es selbst ist, ist nichts zu untersuchen.‘“ Aus dieser Entscheidung für das Andere an jenem „Scheideweg“ (62) resultiere eine Missdeutung Platons. Dies zeige sich besonders dann, wenn aufbauend auf Aristoteles' Unterscheidungen von einer Ideenlehre oder einer Zweiweltentheorie bei Platon gesprochen werde.

Dergleichen Vereinseitigungen gegenüber, die zu einer Dingontologie führten, die das Seiende als gegeben voraussetze, unternimmt es König, die spekulative Dynamik, die Aristoteles' Schriften innewohne, zu heben. Er pflöpft ihr jedoch nicht eine plotinische oder hegelsche Dialektik auf, wengleich sich sowohl Georg W. F. Hegel (vgl. z. B. 21f.) als auch Plotin (vgl. z. B. 254) als Gesprächspartner im dialektischen Gedankengang herauskristallisieren. König greift die im *Œuvre* des Stagiriten vorhandenen Hinweise auf eine komplexere Auffassung der Zusammenhänge von Welt, Sprache und Geist auf, als sie der „halbierte“ Aristoteles biete. Der Autor tut dies indessen nicht im luftleeren Raum: Er kann bei seinen Darlegungen einerseits auf die eigenen systematischen Entwicklungen in dem erwähnten Projekt „Logik + Mystik“ zurückgreifen, zum anderen bezieht er sich auf die grundlegenden Arbeiten von Kurt W. Zeidler, der über die transzendentallogische Schlusslogik in mehreren Werken Auskunft gibt (vgl. z. B. *Grundriß der transzendentalen Logik*, 3. Aufl., Wien 2017).

Eine besondere Pointe von König's Ausführungen besteht darin, dass nicht etwa der in seiner Ganzheit verstandene Aristoteles bloß in einen (wie auch immer zu verstehenden) Platonismus rückintegriert würde, sondern dass herausgestellt wird, wie zentral die aristotelische Betonung des Syllogismus und die Bevorzugung der ersten Schlussfigur dafür ist, dass sich Platons Werk überhaupt erst erschließt (vgl. 447). Der Schlüssel für eine möglichst angemessene Erfassung der Texte beider Philosophen sei nämlich die transzendente Schlusslogik, welche die Prävalenz der ersten Schlussfigur überwinde. Hier ist es gewiss für das Nachvollziehen der Denkbewegung des ersten Teils von *Interimsliebe* hilfreich, wenn das Lesepublikum mit den angesprochenen, maßgeblich von Zeidler dargelegten Begründungsstrukturen vertraut ist. In starker Verkürzung lässt sich sagen, dass die drei Schlussfiguren als Chiffren für grundlegende wissenschaftstheoretische Diskussionsfelder stehen können, für die Deduktion, Induktion und schließlich für dasjenige, was mit Charles S. Peirce Abduktion genannt wird (vgl. Kurt W. Zeidler, *Prolegomena zur Wissenschaftstheorie*, Würzburg 2000, 158). Dieser Terminologie bedient sich König jedoch kaum, für ihn ist der erstfigürlich eng-

geführte Aristoteles Ausdruck der „Selbstimmanenz“, der mit Platon die „Selbsttranszendenz“ hinzuzufügen ist (109); beschlossen werde alles von der „Relevanz“, für die Sokrates und das Mystische stünden (vgl. zur „beseelten Relevanz“ 268).

Königs Entfaltung der platonischen Selbsttranszendenz und der sokratischen Relevanz sind Zeugnis einer intensiven Arbeit am Begriff bzw. des Begriffes selbst, was das Nachvollziehen der entsprechenden Kapitel zu keiner einfachen Aufgabe macht. Der Verfasser scheut nicht davor zurück, im Stil namhafter Vorgänger in der Philosophiegeschichte Neologismen zu bilden, die das von ihm Entwickelte betiteln können. So ist etwa von der „Exaiphnesis“ zu lesen (123), der Bewegung, die sich im Moment des *exaiphnes* zeigt, dem „Plötzlich“, das an wesentlichen Stellen der Werke Platons markiert ist (z. B. *Parmenides* 156d). Allgemein lässt sich im ersten Teil von *Interimsliebe* eine intensive Auseinandersetzung mit der Bedeutung vieldiskutierter Termini der griechischen Philosophie beobachten. So fasst König den Begriff *méthexis* als „Mithabe“ oder „Mitverhaltung“ (122); das *parádeigma* wird ihm zur „Dazuzeige“ (114). Die Erläuterungen dieser Auffassungen sind wesentliche Bewegungselemente des zweiten Abschnitts über Platon, der unter „Mythos“ firmiert. Man könnte dergleichen Übertragungen wie „Dazuzeige“ als Ausdruck einer exzentrischen Idiosynkrasie kritisieren, im konkreten Fall freilich stellt die Betonung des *deíxis*-Elements, des „Zeigens“, im Wort *parádeigma* (das bei einer Übersetzung mit „Muster“ oder „Beispiel“ verlorengelht), einen wichtigen Bezug zur *deíxis* bzw. dem *deiknýnai* sowie der *apódeixis* (dem „Aufzeigen“, traditionell als „Beweis“ gefasst) bei Aristoteles her (114f.). Ebenso befragt König wiederholt die entsprechenden deutschen Begriffe hinsichtlich ihrer unterschiedlichen Angemessenheit als Übersetzungen. Dies mag bei der Lektüre mitunter verwundern, was vermutlich eine Intention des Textes ist. Stellenweise wird sich bei der philologischen Leserschaft Kritik an den etymologisierenden Adaptionen bestimmter Wörter oder der Übersetzung einzelner Formen regen, etwa wenn im Abschnitt über das Eros-Geschehen zu lesen ist, „dass Diotima ausführt, sie würde all dies *myetheies*, alles wie Mythen erzählen“ (140, mit Bezug auf Platon, *Symposion* 209e–210a). Hier wäre es vielleicht angebracht gewesen, über einen Zwischenschritt anzuzeigen, wie die 2. Person des potentialen Optativs *myetheies* „du könntest eingeweiht werden“ mit der für den zweiten Abschnitt des ersten Teils so zentralen „Mythologie“ (vgl. z. B. 244f.) in Verbindung steht. Allerdings können sich die Leser*innen durch dergleichen Verknappungen auch zu eigenen Überlegungen angeregt sehen, in diesem Fall zur Erwägung der (auch sprachgeschichtlichen) Verwandtschaft des Mythos mit der Mystik, die ihrerseits im Zentrum des dritten Stücks des ersten Teils steht. Hier bewegt sich die Untersuchung von einer Beschäftigung mit der Schriftkritik ausgehend zum dritten „Interim“ hin, in dem die *paideía*, die „Bildung“, angesiedelt wird; diese sei „provizierte *Verwunderung*, *herausgeforderte Freiheit*“ (292).

Der dritte Teil von *Interimsliebe* könnte getrennt von den ersten beiden Teilen als Forschungsüberblick über wesentliche Stationen der Diskussionen zu Aristoteles und Platon in den vergangenen Jahrzehnten aufgefasst werden. Dieser Abschnitt setzt sich unter anderem zum Ziel, „einige Vorurteile abzubauen“ und „gelungene Einsichten hervorzuheben“ (340). König zeichnet unter Heranziehung einer stupenden Menge an Sekundärliteratur zunächst große Strömungen der Deutung von Aristoteles' Wissenschaftstheorie, Metaphysik, aber auch Geistphilosophie nach. Im Zuge dessen arbeitet er gekonnt wirkmächtige Traditionslinien heraus, indem er die Positionen einflussreicher Gelehrter (wie etwa derjenigen Gwilym E. L. Owens) referiert, wobei er diese mit – aus Sicht der Forschungen zur antiken Philosophie – abgelegeneren Texten kontrastiert. Erfreulicherweise beziehen König's Referate romanisch-

sprachige Texte ein, was vor allem in englischsprachigen Studien keine Selbstverständlichkeit mehr ist.

Im Hinblick auf den ersten Teil wird bei diesem Durchgang durch wesentliche Forschungspositionen die Stoßrichtung der schlusslogischen Bemühungen noch deutlicher und für Leser*innen, die mit spekulativer Philosophie weniger als mit deskriptiver Philosophiegeschichte vertraut sind, besser nachvollziehbar. Immer wieder unterstreicht König, dass viele der seit dem Beginn des 20. Jh. zu Aristoteles' *Organon* vorgebrachten Interpretationen nicht unrichtig, aber einseitig oder weniger angemessen als andere Auslegungen sind. Im idealistischen Jargon gesagt, fallen die Bereiche Sprache, Welt und Geist in diesen Beiträgen unvermittelt auseinander (vgl. 480). Königs Beobachtungen legen oftmals den Finger in die Wunden der Forschungsdiskussionen. So sei zur Frage nach den *asýntheta*, den „Unzusammengesetzten“, die einen Eckpunkt der *Metaphysik* bilden (vgl. z. B. IX 10, 1051b17), oftmals in den Abhandlungen der Philosophiegeschichte zu konstatieren, dass die *asýntheta* entweder nicht thematisiert oder als gegeben vorausgesetzt würden (428f.); die Betrachtungen zur Sprache wiederum blieben oftmals bei urteilslogischen Überlegungen stehen und bezögen die Rolle des *noús*, der „Vernunft“, nicht oder nur mangelhaft in die Überlegungen ein (z. B. 374).

Ähnlich luzid und kritisch beurteilt der Autor in einem umfangreichen Durchgang durch verschiedene Positionen der Platoninterpretation die aus Sicht der Interims-Betrachtung mehr oder weniger angemessene Erfassung der zentralen Gehalte der platonischen Texte. Dabei setzt er sich ebenso mit Untersuchungen zur Ideenlehre wie mit solchen zur Schriftkritik und Pädagogik bei Platon auseinander. König stellt die unzähligen Verfasserinnen und Verfasser, deren Beiträge er erwähnt, in einen Dialog – so liest sich der Schlussteil als abwechslungsreiche Gegenüberstellung zum Teil sehr unterschiedlicher Auslegungen Platons. In vielen Texten zeigten sich, so der Autor, Ansätze dazu, die selbsttranszendente Mythologie der Dialoge zu erfassen, sie begnügten sich jedoch meist – analog zu den Aristotelesdeutungen – damit, das Aufgefundene unverbunden nebeneinander stehen zu lassen.

All dem gegenüber stelle die transzendente Schlusslogik aufgrund der Anerkennung der Bedeutung der zweiten und dritten Schlussfigur (neben der weithin favorisierten ersten Figur) und der Erfassung der „Dreieheit des Interims“ in der Interimsliebe (245) eine angemessenere Zugangsweise dar. Sie sei angemessener, weil sie aufzeigen könne, wie sie selbst möglich ist, und weil sie das „Selbst“ in seinem Begründen, Bezeichnen und Bedeuten bestimmt, das Selbst nämlich, das sich (569) „seit je her zu sich selbst verwundert“.

Alfred Dunshirn

Gernot M. Müller - Jörn Müller (Hg.), Cicero *Éthicus*. Die *Tusculanae disputationes* im Vergleich mit *De finibus bonorum et malorum*, Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2020. (Philosophia Romana. 1.) 291 S. ISBN 978-3-8253-4789-5

Der vorliegende Band, der Beiträge einer internationalen Cicero-Tagung aus dem Jahr 2017 (Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt) versammelt, begründet die Schriftenreihe „Philosophia Romana. Studien, Editionen und Kommentare zur römischen Philosophie und ihrem Fortleben“. Zugleich steht er am Beginn eines DFG-Projekts, das sich unter der Federführung der beiden Herausgeber seit 2019 mit der Kommentierung des fünften Buchs der *Tus-*

culanen fasst. Obwohl thematisch auf Ciceros ethische Schriften und dort vor allem auf *De finibus* und die *Tusculanen* fokussiert, geben die Beiträge des Bandes auch über Cicero hinaus für aktuelle Forschungsdebatten zur hellenistischen Philosophie einige lesenswerte Impulse.

Gernot M. Müllers Aufsatz „*Continentem orationem audire malo* (Cic. Tusc. 1,16). Gesprächsdynamik und römisches Selbstverständnis in den *Tusculanae disputationes* mit einem Ausblick auf *De finibus bonorum et malorum* und Ciceros frühe Dialoge“ (45–111) ist der umfangreichste, aber stellenweise auch der am meisten überladene Beitrag des Buches. Müller analysiert die Gesprächsdynamik des ersten Buchs der *Tusculanen* detailliert, jene der übrigen vier Bücher überblicksmäßig, vergleicht die Ergebnisse mit *De finibus*, *De officiis* und *De re publica*, verknüpft das mit Bemerkungen zu den kultur- und sozialpolitischen Gegebenheiten der römischen Republik und dem aristokratischen Selbstbild der römischen Oberschicht und fragt am Ende, inwieweit Cicero mit den Gesprächsformen seiner Dialoge die Methodik des sokratischen „Elenchos“ neu zu denken versucht. Trotz dieser Spannweite an Fragestellungen wirken die Kernergebnisse grundsätzlich nachvollziehbar, auch weil sie auf einem äußerst detaillierten Überblick über die Forschungsliteratur aufbauen. Die Formen der Gesprächsdynamik in Ciceros Dialogen lassen sich laut Müller als Prozesse beschreiben, in denen die Rollen der Sprechenden, Fragenden und Zuhörenden Personen erst untereinander ausgehandelt werden: Wer darf sprechen? Wer soll zuhören? Und unter welchen Voraussetzungen steht es in der Altershierarchie der aristokratischen Kultur auch den Jüngeren zu, in Anwesenheit der Älteren das eigene Wissen zu präsentieren? Wichtig ist hier auch der Umgang mit Sprache: Die Therapie von Ängsten wie jener vor dem Tod ist, so Müller, in Ciceros Augen nicht nur reine Dialektik, die im Hin und Her von Frage und Antwort zu gewinnen ist, sondern braucht rhetorisches Geschick, das in der republikanischen Kultur der Redekunst ein ideales Werkzeug finde.

Christopher Gills Beitrag „Questions and Answers: *De finibus* and *Tusculans* 5“ (113–134) geht inneren Widersprüchen in der Bewertung der sog. „Suffizienzthese“ nach, die besagt, dass die Tugend nicht nur notwendige, sondern auch hinreichende Voraussetzung für das menschliche Glück sei. Dass Cicero die Differenzen zwischen den stoischen, epikureischen und peripatetisch-akademischen Positionen in dieser Frage in den *Tusculanen* und in *De finibus* einmal als klein, dann wieder als groß einschätzt, führt Gill auf unterschiedliche Fragestellungen zurück, die den Schriften zugrunde lägen. Während die Diskussion insbesondere im fünften Buch der *Tusculanen* laut Gill einen eher praxisbezogenen Ansatz verfolgt, ist die Auseinandersetzung in *De finibus* breiter angesetzt. Dass Cicero auch innerhalb des fünften Buchs der *Tusculanen* die Unterschiede zwischen der stoischen Position in der Suffizienztheorie und den Lehrmeinungen anderer Schulen zuerst betont, dann – scheinbar im Widerspruch dazu – verschwimmen lässt, führt Gill auf die Öffnung der Diskussion zurück: Cicero betrachte die Tugend im zweiten Teil nicht mehr als hinreichenden, sondern nur noch als notwendigen Bestandteil des Glücks und schaffe es so, die im Detail voneinander abweichenden philosophischen Lehren auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen.

Clara Auvray-Assayas (die unlängst [Caen 2019] Ciceros *De natura deorum* neu ediert hat) beschäftigt sich in ihrem Beitrag „L’anthropologie du 5^e livre des *Tusculanes* et la critique des Stoïciens dans le *De finibus bonorum et malorum*“ (135–148) mit der menschlichen Entwicklungsmöglichkeit: Was ist dem Menschen auf dem Weg zur Glückseligkeit von Natur schon mitgegeben – und was nicht? Ciceros Antwort darauf will Auvray-Assayas anhand von zwei Zitaten aus Platons *Gorgias* (470d–471a) und *Menexenos* (247e–248a) sowie der aus ihnen hervorgehenden Diskussion in den *Tusculanen* (5, 35–39) herauslesen: Tie-

re und Pflanzen folgen laut Cicero einer Kraft der Natur, die sie zur Vollkommenheit ihrer jeweiligen Lebensform bringe. Beim Menschen ist es aber anders. Er kann auf dem Weg zum Glück nicht der *vis naturae* allein folgen, sondern er muss sich selbst der Reinigung und Verbesserung seiner Seele widmen, um eine *perfecta mens* zu gewinnen. In Ciceros Augen, so Au v r a y - A s s a y a s, trage die menschliche Seele Früchte wie ein Acker nicht „von Natur aus“, sondern nur durch die richtige Pflege (*cultura*), die mit der Philosophie gleichzusetzen sei. Diese Ansichten setzt Au v r a y - A s s a y a s geschickt in Verbindung mit jenen Kritikpunkten, die Cicero gegen Catos Darlegung der stoischen Naturlehre im vierten Buch von *De finibus* vorbringt: Cicero, so Au v r a y - A s s a y a s, folge hierin nicht der hellenistischen Lehre der Stoiker, sondern vertrete eine Anthropologie, laut der die menschliche Natur nicht auf das Seelische zu reduzieren, sondern ganzheitlich auch in ihrer Körperlichkeit und ihrer sozialen Einbettung zu betrachten sei.

George K a r a m a n o l i s spürt in „The Primacy of Virtue. The Transition from *De finibus* to *Tusculanae Disputationes* 5“ (149–171) eine gemeinsame, methodisch einheitliche Argumentations- und Gedankenlinie auf, die in *De finibus* in Aporie endet, in den *Tusculanen* eine vorläufige Lösung findet und in *De officiis* erneut aufgegriffen und problematisiert wird. Auch hier geht es um die Suffizienztheorie. K a r a m a n o l i s zeichnet den stufenartigen Verlauf der Diskussion in *De finibus* nach, wo Cicero keine der vorgebrachten philosophischen Thesen als gut begründet anerkennen will. Cicero belasse es aber nicht bei diesem vorläufig ergebnislosen Diskussionsstand, sondern er setze die Debatte im fünften Buch der *Tusculanen* fort, auch und gerade deshalb, weil einige Unglücksschläge gerade sein eigenes Leben erschüttert haben. Erst jetzt findet die Diskussion um die Suffizienztheorie ein erstes Ergebnis: Die Stoiker haben laut Cicero recht darin, dass sie die *virtus* als hinreichende Bedingung für das Glück betrachten; aber es braucht nicht die Stoiker, um zu dieser Ansicht zu kommen. Cicero, so K a r a m a n o l i s, versuche im Gegenteil die Suffizienzthese mit wiederholten Zitaten (aus *Gorgias*, *Menon*, *Euthydemus*) auf Plato und Sokrates zurückzuführen. Dabei folge er der sokratisch-platonischen Position aber nicht nur auf inhaltlicher Ebene, sondern er stehe auch methodisch in ihrer Tradition. Denn Cicero komme erst nach einer eingehenden Prüfung aller möglichen Positionen zu einem Urteil, das er später in *De officiis* als überzeugend (*πιθανόν*, *probabile*), aber eben auch nur als vorläufig beschreibt. Indem er die vorläufige Aporie von *De finibus* nicht als Endziel, sondern als eine Würdigung der Komplexität der philosophischen Fragestellung betrachte, sei Cicero allen in *De finibus* kritisch beleuchteten philosophischen Meinungen letztlich methodisch überlegen.

Gleichsam als eine vertiefende Betrachtung von K a r a m a n o l i s' Ideen schließt sich Jörn M ü l l e r s Aufsatz mit dem Titel: „More verbal dispute or serious doctrinal debate? Cicero on the relationship between the Stoics, the Peripatetics, and the Old Academy“ (173–196) an. M ü l l e r untersucht, ob Cicero die Unterschiede zwischen der stoischen und der akademisch-peripatetischen Lehre des Antiochos als bloße Streitereien um Begrifflichkeiten („mere verbal disputes“) oder als substantielle philosophische Unterschiede betrachtet. M ü l l e r nähert sich dieser Frage schrittweise an. Er zeigt zunächst auf, in welchen argumentativen Formen der Vorwurf von „mere verbal disputes“ für die Festigung der eigenen Lehre, aber auch zur Abwehr fremder Lehren zum Einsatz kommen kann: Die Anhänger des Antiochos wollen etwa, im Sinne der Untermauerung ihrer Lehre, in den *Academica posteriora* (1, 18) keine relevanten dogmatischen Unterschiede, sondern höchstens Streitereien um Begrifflichkeiten zwischen Alter Akademie und Peripatos sehen (eine Einschätzung, der Cicero folgt); andererseits unterstellen sie der Stoa in *De finibus* (z. B. 5, 74), dass sie sich vielleicht

terminologisch, aber in Wirklichkeit nicht philosophisch von dieser akademisch-peripatetischen Lehre unterscheidet. Wenn die Stoa etwa in ihrer Güterlehre innerhalb der sog. ἀδιάφορα wie Gesundheit und Krankheit, Armut und Reichtum usw., die auf das Glück oder Unglück des Weisen keinen Einfluss haben, relative Wertunterschiede akzeptiert, ist sie dann wirklich so weit von der Güterlehre des Antiochos entfernt? Ist die Stoa vielleicht nur akademisch-peripatetischer „Wein in neuen Schläuchen“? Müller zeigt anhand von weiteren Stellen, dass Cicero selbst sich dieser Einschätzung nicht grundsätzlich anschließt. Er hält sich in *De finibus*, aber auch in den *Tusculanen* in skeptischer Distanz sowohl zur Stoa als auch zur Lehre des Antiochos und verweist nicht auf „mere verbal disputes“, um die Streitfrage um die philosophische Vorrang- und Vorbildstellung zugunsten der Stoa oder den Antiochos-Anhängern zu entscheiden. Müller weist nach, dass Cicero sich vielmehr als eine Art neutraler Schiedsrichter sieht, der grundsätzliche Übereinstimmungen beider philosophischen Denkschulen mit Platon und Sokrates aufzeigen kann, und sich damit außerhalb der argumentativen Formen bewegt, in denen „mere verbal disputes“ für die eigene Sache zur Anwendung gebracht werden können.

Sabine Luciani beschäftigt sich in ihrem Beitrag „Un Phénicien à Tusculum. La figure de Zénon dans les dialogues éthiques de Cicéron“ (197–226) mit Zenon von Kition, dem Gründer der stoischen Philosophenschule in Athen. Ausgangspunkt des übersichtlich gegliederten Beitrags ist die Beobachtung, dass auf Zenon in *De finibus* und in den *Tusculanen* unterschiedlich häufig, aber auch in unterschiedlicher Weise verwiesen wird. Luciani erklärt diese Beobachtung geschickt anhand der These, dass die differierende Stellung Zenons nicht etwa auf innere Widersprüche in Ciceros Bewertung dieser philosophischen Figur, sondern auf die unterschiedlichen Perspektiven zurückzuführen sein dürfte, aus denen die griechische Philosophie in den verschiedenen Cicero-Schriften betrachtet wird. Ausgangspunkt der sehr grundsätzlichen Kritik an Zenon in *De finibus* ist, dass dieser die bereits bekannten philosophischen Hypothesen seiner Vorgänger lediglich kopiert und Innovation höchstens in der Erfindung neuer Begriffe an den Tag gelegt habe. Auch verschiedene sprachliche Mängel werden Zenon – neben seiner nicht-griechischen Herkunft aus Kition (Zypern) – insoweit zum Vorwurf gemacht, als er in seinen therapeutischen Ansätzen zur Heilung der Affekte zu großes Gewicht auf die Kraft der Vernunft setze und trotz seiner *copia verborum* auf die nötige, geschickte rhetorische Begleitung der Therapie keinen ausreichenden Wert lege. Als Vertreter der Stoa tritt Zenon hingegen in den *Tusculanen* deutlich gegenüber Chrysipp in den Hintergrund, wenn es um die Besprechung der Affektenlehre geht, und wird erst am Ende der Schrift prominenter eingeführt, als es um die inneren Übereinstimmungen zwischen der Stoa und ihren Vorgängern geht; diese werden hier, ganz im Sinne des fünften Buches der *Tusculanen*, nicht als reine Kopie, sondern als eine fruchtbare Kontinuität in den philosophischen Lehrmeinungen beurteilt.

Eine Art Gegenstück zu Lucianis Beitrag über Zenon ist François Prosts Aufsatz „Épicure du *De finibus* aux *Tusculanes*“ (227–244). Prost beschreibt die Auseinandersetzung mit Epikur in *De finibus* und den *Tusculanen* als eine Mischung von Konstanz und Evolution: Konstant spürbar sei Ciceros Ablehnung der epikureischen Lehre von der „Lust“ (ἡδονή) als dem angeblichen *summum bonum*. Aber Ciceros Auseinandersetzungen mit Epikur seien insofern „evolutionär“, als auch hier ein Wechsel der Perspektive zu beobachten sei. Denn um den *consensus* der verschiedenen Philosophenschulen im fünften Buch der *Tusculanen* aufzuzeigen, gestehe Cicero auch Epikur wertvolle philosophische Ansätze zu. Prost zeigt anhand ausgewählter Textausschnitte aus beiden untersuchten Schriften, dass

diese paradox anmutenden Einschätzungen Ciceros in sich nicht widersprüchlich sind, sondern als Weiterentwicklung eines insgesamt kohärenten Gedankens gelesen werden können. Obwohl Cicero sich von den therapeutischen Ansätzen Epikurs distanzieren, stünden auch seine philosophischen Auffassungen in der Frage der Suffizienzhypothese, aus einer größeren Perspektive betrachtet, mit den stoischen und peripatetisch-akademischen nicht in grundsätzlichem Widerspruch.

Anders als jene Beiträge, in denen größere Textpassagen oder ganze Bücher aus den *Tusculanen* und *De finibus* einander gegenübergestellt werden, folgt Julia Wildberger in ihrem Aufsatz „Happiness despite Mortality. Epicurus’s Preparation against Death and Pain in Cic. *Tusc.* 5,88f.“ (245–278) mehr dem „close reading“ einer Einzelpassage und kommt dabei zu einigen bemerkenswerten Ergebnissen, die für die Epikur-Forschung insgesamt interessant erscheinen: Wildberger setzt es sich zum Ziel, die Hintergründe der Stelle 5, 88–89 aus den *Tusculanen* zu untersuchen, in denen Epikurs Umgang mit Tod und Schmerz thematisiert wird. Ausgehend von einigen Überlegungen zur kontextuellen Einbettung dieser Stelle in den *Tusculanen*, wendet sich Wildberger einer Quellenuntersuchung zu. Hier gelingt es ihr, über die bisherige Kommentar-Tradition zu Cicero, aber auch zu Epikur hinausgehend, überzeugende Bezüge zwischen dem Wortlaut bei Cicero und den möglichen epikureischen Vorlagen herzustellen. Wildberger kann mit ihren Überlegungen sowohl zum griechischen Wortlaut Epikurs (in *Sent.* 2 und im Brief an Idomeneus in *Diog. Laert.* 10, 22) und der lateinischen Wiedergabe Ciceros in den *Tusculanen*, aber auch in anderen, teilweise anders lautenden Parallelstellen einige Erklärungsmuster für Ciceros Umgang mit seinen Quellen liefern. Zum Teil scheint er schlicht und einfach die exakte Bedeutung mancher griechischer Begriffe missverstanden zu haben; manchmal wird die logische Kohärenz des ursprünglichen Gedankengangs in Ciceros lateinischen Wiedergaben durch allzu freimütige Umstellungen und Umformungen beeinträchtigt; bisweilen scheint er den Gedankengang mehrerer Epikur-Passagen miteinander zu vermischen; und in manchen Fällen zwingen ihn die sprachlichen Gegebenheiten des Lateinischen, Abstriche im Vergleich mit der griechischen Vorlage in Kauf zu nehmen. Aber insgesamt ist Ciceros Umgang mit Epikur vor allem geprägt von rhetorischem Geschick und kontextuell anders gewählten Schwerpunkten und Interessen, die gerade im Vergleich der Cicero-Stellen untereinander offengelegt werden können.

Der Band endet mit einem Orts- und Personenregister (279–281) und einem Stellenregister (283–291). Das Buch ist gut redigiert, Fehler wie die wohl der Textproduktion geschuldete unverständliche Formulierung „sollte dies für die auf besseren wert theoretischen Voraussetzungen beruhenden alternativen Positionen“ (35) sind kaum zu finden. Die Reihe „Philosophia Romana“ hat mit dem vorliegenden Band, der erfreulicherweise weit in die „Philosophia Graeca“ hineinreicht, somit einen gelungenen Anfang gefunden.

Tobias Riedl

Marian Nebelin - Claudia Tiersch (Hg.), *Semantische Kämpfe zwischen Republik und Prinzipat? Kontinuität und Transformation der politischen Sprache in Rom*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2021. (Historische Semantik. 31.) 513 S. ISSN 2198-2953. ISBN 978-3-525-36760-5

Dem umfangreichen Sammelband zur Macht des Wortes in der Politik liegt die internationale Tagung „Sprache und Konflikt. Semantische Kämpfe in Rom zwischen Republik und

Prinzipat“ an der Humboldt-Universität zu Berlin im Jänner 2013 zugrunde. Auf Marian Nebelins ausführlichen Eröffnungsbeitrag „Zur Einführung: Semantische Kämpfe in Rom?“, in dem er ausgehend von Reinhart Kosellecks (9) „einschlägige[r] Definition“ und über ihn hinausgehend (Um)wertungen und (Neu)bewertungen in „Transformationsepoche[n]“ untersucht und die Spiegelung von Veränderungen ebenso wie Traditionen in der (Bild)sprache in Krisenzeiten und bei (40) „Systemwandel“ beleuchtet, folgen dreizehn Spezialuntersuchungen in fünf Unterabteilungen, in denen die von Nebelin aufgeworfenen (28–30) „Leitfragen“ aus unterschiedlichen Blickwinkeln beantwortet werden. Jedem Beitrag ist ein ausführliches Literaturverzeichnis beigegeben.

„Sagbarkeit und Machbarkeit“ eröffnet Christof D i p p e r mit einer Darstellung der Entwicklung von „Reinhart Kosellecks Konzept ‚semantischer Kämpfe‘“. Neben den Wegbereitern des Denkmodells – allen voran Carl Schmitt – erläutert er (65) „Kosellecks steigende[s] Interesse für Zeit als Funktion der Begriffsgeschichte“ und „seine bahnbrechende These, dass die Haupttriebkraft für semantischen Wandel seit dem 18. Jahrhundert im Auseinander-treten der anthropologischen Kategorien Erfahrung und Erwartung bestehe, und zwar als Folge der Serie unerhörter Neuigkeiten, denen die Menschen in Mittel- und Westeuropa ausgesetzt waren und mit denen sie umzugehen lernen mussten.“ D i p p e r kann zeigen, dass sich das Modell gewinnbringend auf die Antike anwenden lässt, desgleichen der (68) „Begriff ‚Sattelzeit‘“, der dazu dienen soll, „das, was andere [...] kulturkritisch als ‚Kulturschwelle‘ bezeichneten, auf jenen metaphorischen ‚Bergsattel‘ zu heben, von dem aus man gleichermaßen auf Vormoderne und moderne Welt blicken konnte.“ Im Anschluss thematisiert Martin J e h n e „Die Chance, eine Alternative zu formulieren, und die Chance, eine Alternative zu verwirklichen. Das Sagbare und das Machbare im republikanischen und augusteischen Rom“, indem er ausgehend von (73) „Christian Meiers Formel von der Krise ohne Alternative“ (für die späte Republik) und Aloys Winterlings Einschätzung der frühen Kaiserzeit „als Fortsetzung der Krise ohne Alternative“ darlegt, dass er diese (74) „terminologische Identifizierung“ für keine Ideallösung hält, da sie auf „Widerspruchsfreiheit“ basiert, die „in komplexeren politischen und sozialen Gebilden“ nicht existiert (76): „Das Sagen wie das Machen bewegt sich [...] im Feld des Politischen [...]“, wobei das monarchische Prinzip außerhalb des offen Sagbaren lag, sich aber trotzdem als Lösung erweisen konnte (89): „Wenn also die praktische Alternative zur Republik die Monarchie war und wenn diese Monarchie durch die Fokussierung auf die Erfüllung der Aufgaben im Reich unter Absehung von alten Regeln der Machtbegrenzung und der breiteren Teilhabe vorbereitet wurde, dann hatte diese Monarchie einen besonders starken Leistungsbezug: qualifiziert war derjenige, der am geeignetsten für eine Aufgabe war [...]. Konkret war der Alleinherrscher demnach der Leistungsstärkste, der Übersollerefüller.“ Die Folgen daraus bezeichnet J e h n e als nur noch schwer kontrollierbar (95): „Die praktische Realisierung der Monarchie war diskursiv so erfolgreich überlagert, daß man sich bis in Caesars letzte Monate nicht so recht klar machte, wo man jetzt eigentlich hingekommen war.“

Zu „Vertrauen und Krise“ steuert Kurt A. R a a f l a u b „The ‘Denial of Civil War’: Late Republican Responses to Civil War in Language, Ideology, and Politics“ bei, und danach handelt Jan T i m m e r über „Freundschaft, Patronage und die Sprache des Vertrauens“. R a a f l a u b analysiert anhand zahlreicher Passagen aus Sallust und v. a. Lukan die Schilderung der Grausamkeit im Bürgerkrieg und spricht von (106) „topoi, part of the typology of civil war.“ Im Wissen darum wirkte Caesar dem mit seiner sprichwörtlich gewordenen und von Augustus übernommenen *clementia* entgegen, wobei Caesar die Begriffe *lenitas*, *miser cordia* und

liberalitas bevorzugte, da *clementia* das Machtungleichgewicht zu stark betonte (120): „We witness here the formulation of a new policy, essentially unprecedented in Rome, based on clemency and radically opposed to the principle of *crudelitas* applied in such situations in the past and by Caesar’s opponents.“ Timmer arbeitet heraus, (128) „welche Rolle ‚Vertrauen‘ für das Funktionieren des politischen Systems der römischen Republik spielte bzw. wie durch Sprache und die verwendeten Begriffe die Grundlagen dafür gelegt wurden, daß ‚Vertrauen‘ in sozialen Interaktionen entstehen konnte bzw. bestehendes ‚Vertrauen‘ stabilisiert wurde und schließlich, welche Rolle die Krise der Republik dafür spielte, daß sich die Semantiken von Vertrauen innerhalb von Freundschafts- und Patronagebeziehungen veränderten.“ Nach eingehenden Untersuchungen kommt er zu dem Ergebnis, keinen Wandel konstatieren zu können, weil das erhaltene Material so rar ist, dass keine (147) „mikrodiachrone[n] Untersuchungen“ möglich sind, zumal (146) „sich die Semantiken der Republik durch hohe Stabilität auszeichneten“ und aufgrund der Restaurationspolitik und der Rückbindung an (republikanische) Traditionen unter Augustus keine „Neubestimmung von Begriffsinhalten“ erforderlich war.

Das Kapitel „Kontinuität und Diskontinuität“ enthält drei Beiträge. Egon Flaig schreibt über „Plebs und Princeps. Neue Praktiken und semantische Restrukturierungen im frühen Prinzipat“. Marian Nebelin fragt „Semantischer Extremismus?“ und analysiert in der Folge „Asymmetrische Gegenbegriffe in Rom zwischen Republik und Prinzipat“. Paul M. Martin behandelt „L’évolution de la notion de *regnum* entre la République et le Principat“. Flaig schließt zeitlich an Timmers Beitrag an und eröffnet seinen eigenen mit einer einprägsamen Aussage (157): „Die römische Monarchie mußte sich nicht verstecken, sondern zeigte ihr Gesicht ganz offen. Jedoch sollte dieses Gesicht ein zugewandtes sein und Zugänglichkeit suggerieren. Das erheischte besondere monarchische Performanzen, aber auch eine politische Symbolik, die auf die monarchistische Herrschaft zugeschnitten war. Eine solche Symbolik entstand, indem Deutungseliten die vorhandenen semantischen Bestände umdeuteten und umorganisierten und ganz neue Elemente dergestalt in das neue Ensemble integrierten, daß sie als Adaptationen von Altbewährtem erschienen.“ Dieser schleichende Wandel erschwere ein exaktes Nachzeichnen, ja selbst eine Erklärung, zumal weder Republik noch Prinzipat als homogen angesehen werden können. Flaig versucht eine Unterteilung in mehrere Phasen (bzw. Ären), die er nochmals in Etappen gliedert, bezeichnet den augusteischen Prinzipat als (159) „Akzeptanzmonarchie“ und erläutert die unterschiedlichen (161) „Imagines“ des Kaisers: „Er sollte Primus inter pares gegenüber dem Senat sein, gütiger und zugleich umfangreicher Interaktion zugänglicher Monarch gegenüber der Plebs urbana; den Truppen sollte er der beste Kommandeur sein.“ All diese Bereiche spiegeln sich in einer (165) „ganz neue[n] politische[n] Semantik“, die Flaig systematisch für Senatsherrschaft und Prinzipat erläutert und die Plebs dabei durchgehend als entscheidenden (Macht)faktor sieht. Diesen Einfluss demonstriert er an (171) „[r]itualisierte[r] Interaktion“, deren (173) „zeremoniellen Regeln“ und dem Austausch oder dessen Verweigerung im (179) „judischen Raum“, den Tiberius, Nero und Domitian auf diametral entgegengesetzte Weisen ‚bespielten‘. Nebelin spricht (unter Bezugnahme auf Montesquieu und Habermas) von einer (191) „Strukturkrise im Übergang von der römischen Republik zum Prinzipat“ und gliedert diese in eine „Rationalitätskrise“, eine (192) „Legitimationskrise“ und eine (194) „Motivationskrise“. Vor diesem Hintergrund steigt (195) „eine große Akzeptanz oder gar Zustimmung zur neuen Ordnung“. In der Nachfolge Kosellecks zeigt Nebelin an den (202) „asymmetrische[n] Gegenbegriffen“ *bonus/probus* und *improbus/malus* deren moralische, politische und soziologische Bedeutung bei Cicero,

Sallust, Velleius Paterculus und Tacitus. Tabellen (211 und 232, n. 199) ergeben ein (232, n. 199) „moralanthropologische[s] Raster“. ‚Gut‘ und ‚Böse‘ werden zu (263) „Integrationsbegriffe[n], weil sie die Inklusion und Kohäsion der ‚Guten‘ befördern. Zugleich aber sind sie im äußersten Maße Exklusionsbegriffe: Die negativen Anderen können sich in den ‚Bösen‘ nicht selbst wiedererkennen; hierin liegt die Asymmetrie dieses Begriffspaars. Es ist diese Spannung, die exemplarisch jenen semantischen Extremismus markiert, der in den Bürgerkriegen der späten römischen Republik die sie flankierenden semantischen Kämpfe prägte. Als Besonderheit der asymmetrischen Gegenbegriffspaare tritt der Ausschluss der negativen Anderen aus der Gemeinschaft zutage.“ Die Folge davon sind (265) „Destabilisierungsvorgänge“, wodurch „einer Vermittlung oder Konfliktlösung bereits auf sprachlicher Ebene hohe Hürden gesetzt sind.“ Martini entwickelt vor einer Fülle von Literatur aus unterschiedlichen Genres und verschiedenen Epochen das weite Bezugfeld zwischen *libertas* und *regnum* und untermauert seine Befunde durch zahlreiche gut gewählte Textstücke. Er setzt nach den Ideen des März ein (324): „Le paradoxe est que le moment où l’*odium regni* fut à son paroxysme fut aussi celui où la vieille opposition idéologique entre *libertas* et *regnum* fut pour la première fois mise en doute. La mutation césarienne de la *res publica* la rendait en effet inopérante.“ Im Prinzipat war aus der Opposition der Begriffe eine Koexistenz geworden – verbunden mit einer Bedeutungsverschiebung (325): „La *libertas* n’est plus l’antique république oligarchique, mais le simple fonctionnement régulier des institutions et l’exercice d’une liberté individuelle retrouvée grâce à la paix intérieure. Quant au *regnum*, tout en conservant sa connotation négative dans le domaine extérieur, il acquiert un contenu positif, par l’assimilation du charisme augustéen à celui de la divinité.“ Ein ideologisches Dogma war die Folge.

Zum Abschnitt „Gegensätze“ gehören gleichfalls drei Beiträge. Claudia Tiersch sucht nach Antworten auf die Frage „*Optimates* and *populares* als politische Kampfbegriffe?“. Als Grundproblem begreift sie, (333) „dass die zeitgenössischen Quellen selbst weder eindeutige noch einheitliche Begriffe für die politischen Turbulenzen Roms verwenden.“ Es gab keine „innovativen Wortprägungen, durch welche konkurrierende politische Leitvorstellungen der jeweiligen Protagonisten semantisch zugespitzt wurden.“ Bestimmend bleiben der *mos maiorum* und (334) „ein traditionell hohes Maß an öffentlicher Kommunikation“. Eine nähere Analyse von ‚Optimaten‘ und ‚Popularen‘ bietet sich an, (335) „weil beide Begriffe, v.a. der Letztere, in der damaligen politischen Debatte eine erhebliche Rolle bei der Fremd- bzw. Selbstbeschreibung der politischen Kontrahenten spielten.“ Tiersch liefert eine detaillierte Begriffsgeschichte auf Basis zahlreicher Quellen und streicht dabei Ciceros (erfolgreiche) Bemühungen bei der (349) „Umdefinition des Popularenbegriffs“ heraus (349–350): „Cicero konnotierte den Popularenbegriff nicht dann positiv, wenn Politiker im Interesse des Staates handelten, sondern lediglich dann, wenn sie dies aus der Perspektive Ciceros taten. Sein Bemühen, Wertungen von wahren und falschen Popularen zu etablieren, ist im gesamten Verlauf seines Schaffens erkennbar“. Zentral ist dabei die *Sestiana*. Sie zeigt (354) „die Heftigkeit der begrifflichen und semantischen Auseinandersetzungen“ und „tatsächliche Bedeutungsverschiebungen innerhalb der Spätzeit der römischen Republik“. Auch M. A. Robb setzt mit *Pro Sestio* ein und steuert in „*Seditio* and *seditiones*: Political Opposition and Violence in the Works of Cicero“ weitere Beobachtungen zu *optimates* und *populares* bei, um dann unter Ausgreifen auf *De re publica*, *De legibus* und *De domo sua* und unter Einbeziehung von Sallust zu den in ihrem Aufsatztitel genannten Begriffen Stellung zu beziehen (370): „*Seditio* is a rarer term than *popularis*. It was not used for every political spat or disagreement but was reserved for the most dangerous ones – the ones that led to violence and severe civil discord

which seriously threatened the stability of the elite. It does not refer to opinions or policies, popularity or populism but to division and methods.“ Christoph Lundgreen eignet „*amicus – inimicus – hostis. Die Philippischen Reden Ciceros und der Umgang mit radikaler Devianz*“ (373) „Klaus Schäffner in Dankbarkeit zum 80. Geburtstag“ zu. Mit der falschen Addition „ $2 + 2 = 0$ “ zur Eröffnung seines Beitrags illustriert er den „Ausschluss des Individuums aus der ‚Gemeinschaft der Addierer‘, da – völlig unabhängig von der Wahrheit oder Sinnhaftigkeit der Aussage – eine sichere bzw. erwartbare Kommunikation im Bereich der Mathematik nicht möglich ist“, und zeigt die Geschichte (404) „der analytischen Figur des ‚Ausschlusses des Abweichlers‘ – die sich bei Platon und Rousseau ebenso wie bei Wittgenstein, Goffman oder Huizinga finden lässt“. Er legt das Modell auf die Politik um, in der (374) „Devianz“ gleichfalls zur Verummöglichung von „Grundkonsens“ führt. Als konkrete Exempel analysiert er die *Philippicae*, zeigt die (383) „Ausgrenzung des Antonius“ und kann nachweisen, (387) „dass fast alle der [...] dargelegten Vorwürfe und Diffamierungen Ciceronische Topoi sind, die ebensogut auf andere seiner *inimici* zutreffen, allen voran Catilina und Clodius.“ Wichtig ist Lundgreen (391) „Analyse und Nachvollzug der Rhetorik – nicht [...] deren Bewertung“ und gleichzeitig die Feststellung, dass Ciceros Ausgrenzungsstrategie nicht mehr denselben Effekt haben konnte wie seinerzeit bei Catilina (404): „Denn die Ausgrenzung eines Abweichlers setzt eine geschlossene Mehrheit voraus, die es in Rom zwar vielleicht 63 v. Chr., aber sicher nicht mehr 43 v. Chr. gab. Dass Cicero dies nicht gesehen hat, ist neben der [...] Fehleinschätzung von Octavian als Retter der Republik (s)ein großer Fehler“.

Abschließend stehen drei „Begriffsgeschichten“, zunächst Andrew Lintotts „*Provocatio in the Second Century BC*“, dann Valentina Arenas „*The Statue of Marsyas, Liber, and Servius: an Instance of an Ancient Semantic Battle*“ und schließlich Henriette van der Bloms „*Novitas between Republic and Empire*“. Lintott strebt in seinem kurzen und dichten Beitrag keine Gesamtdarstellung der *provocatio* in der späten Republik an, sondern konzentriert sich auf das 2. Jh. v. Chr., (419) „because it was immensely important not only for political developments but for changes in Roman law. [...] The evidence is sparse but what survives may be suggestive. The meaning of *provocatio* did not change: it was still a cry for help, an appeal, against the action of a magistrate.“ Lintott kann semantische Veränderungen nachweisen, weil die *provocatio* mit der Zeit ein breiteres Feld abzudecken begann als ursprünglich, und gibt einen ausführlichen juristischen Abriss (*lex Valeria, leges Porciae, lex de repetundis* und *quaestiones perpetuae*). Arena definiert, ausgehend von einem Denar aus dem Jahr 82 v. Chr., die Marsyas-Statue von Paestum als Freiheitssymbol und weist dies an Servius und Servius Danielis nach (428): „The result of this semantic battle was the elaboration of a new myth: the satyr Marsyas as symbol of *libertas* and a retrojection of a meaning of liberty into the late Republic / early Principate.“ Zum besseren Verständnis zitiert sie ausführlich aus dem Servius-Kommentar zu signifikanten Passagen im dritten und vierten Buch der *Aeneis*, gefolgt von detaillierten Interpretationen zum Originaltext und zur Kommentierung. Arena kann die Verwendung einer Vielzahl von Quellen (Cicero, Gellius, Macrobius, Plinius, Platon, Plotin, Porphyrios, Proclus, Silius und Varro) nachweisen. Diese Kombination führt zu einem Verständnis (447) „not otherwise attested, but that, under the weight of their *auctoritas*, has become almost an orthodoxy in modern scholarship.“ Für Servius ist Liber eine Variante des Sonnengottes (448): „Here we see playing out the final semantic battle concerning the statue of Marsyas: the gesture of Sol Invictus, meant to indicate radiant power, by virtue of his assimilation with Liber, is made in Vergil’s commen-

tators to signify liberty. The notion of liberty that they attach to this gesture, however, is not in the line with the idea of this value as previously associated with Liber, but rather with the Neoplatonic understanding of the self-sufficiency of the One / Sun, most common at the time and part of his cultural heritage.“ Liber steht im Lauf der Jahrhunderte für verschiedene Freiheitsmodelle, und die Aufstellung von Marsyas-Statuen in zahlreichen Städten in den Provinzen zeigt (449–450) „the wish of these communities to be assimilated to Rome and become an *effigies parva et simulacrum Romae* while at the same time acting as expression of their local identity.“ Van der Blom konzentriert sich bei ihrer Analyse von *novitas* auf die Triumphviratszeit mit deutlichem Fokus auf Cicero und *homines novi* im Rang von Konsuln 49–31 v. Chr., die sie 459 übersichtlich tabellarisch auflistet und konstatiert, (457) „that the influx of *novi* into the consulship in the 40s and 30s BC formed part of wider changes to the composition of the Roman political elite in this period and thereby of the transition from Republic to Empire.“ Sie kann nachweisen, dass eine erhebliche Anzahl zuvor *legati* unter Caesar waren, v. a. während der Zeit des *bellum Gallicum*, und dass wenig überraschend auch die Triumphvirn von *homines novi* (465) „loyalty and effective management“ (ein)forderten und erwarteten. Van der Blom bringt signifikante und recht unterschiedliche Beispiele aus der politischen Praxis (Plancus, Sossius, Agrippa, aber auch Marius und Cicero selbst) und betont die stetig steigende Bedeutung des Patronagesystems (473): „Patronage had always played a part in Roman political elections, but now it was fundamental.“ *Novitas* konnte ein Vorteil und ein Nachteil sein; Karrierewege für *novi* blieben schwierig, wurden durch Flexibilität (und Anpassungsfähigkeit) aber etwas leichter. Parallel zur erhöhten Zahl an *homines novi* steht diejenige von Suffektkonsuln, eine Entwicklung, die wiederum in der Remuneration von Leistungen begründet liegt und eine wesentliche Änderung in der Gesellschaftspyramide aufzeigt (474): „the *novi* (suffect) consuls paved the way for an increasing influx of equestrian (Italian) families into the senatorial elite in Rome; an influx which had its origin in the new Italy after the Social War, but which needed a major impetus to change traditional procedures and conservative opinions about access to political power. The civil wars of the 40s and 30s provided just that.“

Ein umfangreiches Register zu Personen, untergliedert in „Mythologische und mythohistorische Figuren“, „Antike Personen“ und „Vormoderne und moderne Personen, Autorinnen und Autoren“, und zu Begriffen und Stellen dient als unabdingbares Orientierungsinstrument in einem (ge)wichtigen Buch, das variantenreich, ausdrucksstark und inhaltsschwer, dabei stets informativ und fundiert, v. a. aber mit überzeitlicher Gültigkeit die nachhaltige Wirkung des gesprochenen (und des interpretierten) Worts, der gezielten (und mit einem Subtext versehenen) subtilen Geste und des anspielungsreichen (oft doppelbödigen) Bildprogramms in der politischen Auseinandersetzung an einer historischen Schnittstelle zeigt.

Sonja Schreiner

Sebastian Bauer - Philipp Brockkötter (Hg.), Exemplarität und Exzeptionalität in der griechisch-römischen Antike. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Verlag Antike 2022. 307 S. ill. ISBN 978-3-949189-09-8

Dem Band hätte eine facheinschlägige Tagung („Heroisches Handeln zwischen Exemplarität und Exzeptionalität in der griechisch-römischen Antike“) im April 2020 in Freiburg vorangehen sollen, die aufgrund der COVID-Restriktionen abgesagt werden musste. (Ein online-Format wollte man augenscheinlich nicht realisieren, wie man dem „Vorwort: Ein Ta-

gungsband ohne Tagung“ entnehmen kann, einem kurzen Text, der auf die einzigen Hilfsmittel des Sammelbandes, ein „Abbildungsverzeichnis“ und ein „Abkürzungsverzeichnis gängiger Nachschlagewerke“, folgt. In ihrer „Einleitung. Exemplarität und Exzeptionalität in der griechisch-römischen Antike“ und dem ersten von insgesamt zwölf Beiträgen, „Exemplarität und Exzeptionalität im Spiegel der Forschung“ legen die Herausgeber die methodischen Grundlagen für die Fallanalysen, die in vier Großkapiteln abgehandelt werden. Am Ende jeder Fallstudie, deren mündlicher Präsentationscharakter über weite Strecken bewusst beibehalten wurde, steht ein gut sortiertes Literaturverzeichnis. Dazu kommt ein fünfter Abschnitt, „Kommentar von Matthew Roller“, der als eine Art Fazit dessen „Closing remarks and comments“ enthält, die er neben der obligatorischen „Introduction“ in die Bereiche „Greek and Roman“ (mit Anregungen zur Anwendung auf weitere Texte), „Mediality“, „Limits and boundaries of the exemplary“ und schließlich „Exceptionality and exemplarity“ gliedert und damit den Succus des Bandes herausarbeitet (305): „Something can perhaps safely be called ‘exceptional’ if it is, on one or more key respects, unlike other items in its environment that fall into the same overarching genus. However, as the editors note in their literature review, ‘exceptionality’ is not yet clearly and persuasively theorized as an analytical category, at least relative to the ancient world.”

Exemplarisches und Exzeptionelles verstehen die Herausgeber als untrennbare Einheit und als in den Altertumswissenschaften zentrale (25) „Analysekategorien“. Ihr Bestreben ist es, erstmals eine „übergreifende Bestimmung beider Begrifflichkeiten bzw. eine dezidierte Darstellung der Forschungslandschaft unter Berücksichtigung der Begriffsgeschichte“ vorzulegen, denn (40) „[b]eide Begriffsinstrumente operieren letztendlich auf der diskursiven Ebene einer Konstituierung und Konstruktion von Werten und Normen. Das Exzeptionelle weist durch sein transgressives Moment dabei wesentliche Schnittstellen mit dem Begriff des Heroischen auf.“ Das Besondere des Bandes ist die der Omnipräsenz von Beispielhaftem und Herausstechendem geschuldete Methodenvielfalt, die geschickt zu Abschnitten gebündelt ist. Der erste, „Exemplarität und Exzeptionalität in visuellen Medien“, besteht aus drei Beiträgen: Zunächst behandelt Katharina Kostopoulos „(Un-)sichtbare Helden. Visuelle *paradeigmata* bei den attischen Rednern“. Sie setzt bei Aischines ein, der in *Gegen Ktesiphon* Demosthenes die titelgebenden unsichtbaren – unvergessenen und ungleich besseren – Helden der Vergangenheit gegenüberstellt. Neben individuellen Paradebeispielen – allen voran Themistokles – firmiert der Demos als kollektiver Held (61) „in unterschiedlichen Episoden der Geschichte – seine Exemplarität bot sicherlich auch das beste Identifikationsangebot an die Zuhörer und konnte die Unterstützung für das Anliegen des jeweiligen Redners entscheidend befördern.“ Dann erläutert Benjamin Wieland „Exzeptionalität, Exemplarität und Reziprozität in Ehreninschriften aus dem ptolemäischen Zypern als Ausdruck einer Herrschaft der εὐνοια“ (64–65): „Ehreninschriften auf Statuenbasen bildeten gemeinsam mit der Basis selbst sowie der Statue auf der Basis einen Teil der sozialen Transaktion [...]. Die Statue selbst trug zwar individualisierte Züge, folgte in ihrer Ikonographie aber festen, durch die Konvention vorgegebenen Formen, die allesamt dazu dienten, bestimmte Idealvorstellungen auszudrücken [...]“. Mit zunehmender zeitlicher und/oder örtlicher Distanz wurde die Identifikation schwieriger. Wieland bringt Beispiele für die Formelhaftigkeit der Widmungsinschriften und charakterisiert sie als bestimmt von den (75) „ungeschriebenen Regeln der Trias aus Exzeptionalität, Exemplarität und Reziprozität“, als fest verankert im „Polis-Denken“ und im „Denksystem des ‚Euergetismus‘, in dem die besondere Hervorhebung bereits hervorgehobener Personen in enge Abhängigkeit dazu gestellt wurde, wie sie sich gegenüber der Polis

verhielten.“ Die Schlüssel zum Erfolg waren (76) „Anpassungsfähigkeit beider Seiten“, nicht „gegenseitige[s] Misstrauen und bedingungslose[r] Gehorsam“, und „Spielraum“ für die Zyprioten und die Ptolemäer. Schließlich stellt Matthias J. B e n s c h „Ausgangsüberlegungen zu einer Problematisierung von Exemplarität und ihres möglichen Beitrags zum Verständnis römischer Bildkulturen“ an. Zwei interdependente Fragen prägen B e n s c h s Untersuchung (81): „Kann die Erforschung römischer Bilder einen Beitrag zum Verständnis der Bedeutung von Exemplarität in der römischen Kultur leisten? Und umgekehrt: Verstehen wir diese Bilder besser, wenn wir sie unter einem Paradigma von Exemplarität betrachten?“ Über weite Strecken hat der Beitrag den Charakter eines Forschungsberichts, referiert sein Verfasser doch ausführlich (für ihn) maßgebende Arbeiten von Zahra Newby, Susanne Muth und Uwe Walter. Ihm geht es um keine umfassende Beantwortung seiner beiden Fragen, sondern um die Nachweisführung, dass sie (81–82) „sinnvoll sein könnten“, weil bislang Beispielhaftes öfter aus Texten als aus bildlichen Zeugnissen extrahiert worden sei. B e n s c h plädiert für einen transdisziplinären Zugang zu (95) „Bildern und Bildpraktikern in einer übergreifenden Kultur der Exemplarität“ und somit für „einen engen interdisziplinären Austausch, in dem sich über strukturelle Ähnlichkeiten der Wirkungsweisen textlicher / verbaler und bildlicher *exempla* verständigt werden kann.“ Ausgehend von Newbys Fokus auf den griechischen Mythos (zzgl. der Analyse von Sarkophagen) möchte B e n s c h (analog) auf weitere Bereiche – allen voran die (95) „Repräsentation der römischen Kaiser unter einem Paradigma von Exemplarität“ – ausgreifen (94): „*Exempla* sind nicht essentialistisch zu verstehen. Sie werden in kommunikativen Praktiken konstruiert. Daher ist es wichtig, die Eigentümlichkeiten der Bildmedien zu berücksichtigen und konkret zu fragen, welche Formen des kommunikativen Bildhandelns, die den exemplarischen Charakter dargestellter Figuren herausstellen, sich in welchem Grade als konventionell plausibilisieren lassen. [...] Die Untersuchung exemplarischer Semantiken in den Bildern sollte nicht in den Kategorien eines starren Wertbegriffsdenkens verhaftet bleiben. [...] Stattdessen gilt es konkret zu beleuchten, welche Angebote zu Bezugsetzungen welcher Art die Darstellungen den bildhandelnden und bildwahrnehmenden Akteuren machen.“

„Weibliche *exempla*? Held_innen zwischen Exemplarität und Exzeptionalität“ sind durch zwei Beiträge abgedeckt. Sebastian B a u e r untersucht „Liebe als pädagogisches Instrument. Weibliche Figuren zwischen Exemplarität und Exzeptionalität im Werk Plutarchs“, und Karen P i e p e n b r i n k widmet sich „Exemplarität und Exzeptionalität in der Konzeption christlicher Asketinnen und Asketen im 4. und frühen 5. Jahrhundert“. B a u e r geht von (101) „einer grundlegenden Spannung in der Figurenzeichnung“ aus, womit er das Oszillieren „zwischen transgressivem Verhalten und exemplarisch-beispielhaften bzw. exzeptionell-außergewöhnlichen Charaktereigenschaften“ meint. Zusätzlich fragt er nach der moralphilosophischen und pädagogischen Wertung beim Umlegen auf die Lebenspraxis. Aus (102) „Gender-Problematiken in der Figurenkonstruktion der weiblichen Protagonisten“ werden „Instrumente zur individuellen ethischen Vervollkommnung“. Nach einem ausführlichen forschungsgeschichtlichen Überblick, den der Verfasser (und gleichzeitig einer der Herausgeber des vorliegenden Bandes) als (103) „eine längere Vorbemerkung“ bezeichnet, widmet er sich konkreten Beispielen. Die Länge des Beitrags von mehr als sechzig Seiten ermöglicht es ihm, neben frauenspezifischen Texten auch auf weitere plutarchische Schriften (aus den *Moralia*) einzugehen, in denen zentrale Aussagen zu *pragmata* als *paradeigmata* enthalten sind. Exemplarität habe für ihn (121) „prozessuale[n] und offene[n] bzw. dialogische[n] Charakter“ und sei unabdingbar für das „Selbstverständnis Plutarchs als Pädagogen“. Rezipient*innen seien angehalten,

sich eine eigene Meinung von den gebotenen *exempla* zu machen, umso mehr, wenn es um (122) „eine unter philosophischen Grundsätzen geführte Ehe“ geht. Ein ausführlicher philosophiegeschichtlicher Abriss zu Einflüssen auf Plutarch (von Platon über Xenophon bis Aristoteles) leitet zu den *Mulierum virtutes* über, aus denen er die Frauen von Argos und die Figur der Megisto herausgreift. Aus den *Vitae parallelae* entscheidet er sich für Timokleia und Licinia und kann am Ende seiner detailreichen Ausführungen (mit zahlreichen Rück- und Querbezügen) die (159) „von der Forschung vorgebrachte Position, nach der durch die Zeichnung von Frauenfiguren mit männlichen Eigenschaften und Attributen eine männliche Geschlechtersuperiorität formuliert wird“, für „entkräftet“ erklären. Plutarch will „universal und geschlechtsunspezifisch“ kein Gender-Ranking, sondern einen philosophischen Moralkompass aufstellen. Piepenbrink ist sich – vor dem Hintergrund umfangreicher Forschungsliteratur – der riskanten Parallelisierung von christlichen Asketinnen (und Märtyrerinnen) und paganen Heroinnen bewusst, glaubt aber, in (165) „Wundertaten“ und in der „Zuschreibung charismatischer Qualitäten“ einen funktionalen Vergleichspunkt gefunden zu haben. Als Beispiele für Exemplarität nennt sie die (166) „asketische *conversio* [...] als zur *imitatio* anregendes Vorbild“ und (169) „eine organisierte asketische Kommunität“, während „Exzeptionalität schon in der klassischen Antike ambivalent bewertet“ worden ist. Zu Vertreter*innen von Exemplarität oder Exzeptionalität kommen (173) „Mischformen“. Berührungspunkte zu verschiedenen Textsorten (von der Epistolographie bis zur Enkomiaстик) sind gegeben (176): „Markant ist schließlich die Genderkomponente, insofern die Beschränkung auf das exemplarische Moment bei der Präsentation von Asketinnen verbreiteter begegnet als bei jener männlicher Asketen.“ Demgegenüber tritt das Exzeptionelle, das in den Martyriumsberichten noch von erheblicher Bedeutung war, im Hinblick auf Frauen nunmehr in den Hintergrund. Mit der Veralltäglichsung selbst dezidiert christlicher Formen geht offenkundig [...] eine Annäherung an tradierte Rollenmuster einher.“

„Heroische *exempla* zwischen Erinnern und Identitätskonstruktion“ analysieren Philipp Brockkötter, Peter Scholz und Christopher Degelmann. Brockkötter nimmt „Das *exemplum Augusti* aus trans- und interkultureller Perspektive“ in den Blick, Scholz zeigt in „Der *Hercules tunicatus* des Lucullus. Ein extravagantes Siegesmonument und sein politisches Erinnerungs- und Deutungspotential“ besondere Facetten einer sehr speziellen Statue, und Degelmann geht „Vom *exemplum* zur Politik und wieder zurück“ mit einem Schwerpunkt auf „Wechselwirkungen zwischen Text und Praxis von der frühen bis zur späten Republik“. Brockkötter demonstriert am Beispiel des Augustus, wie variantenreich und multiperspektivisch der erste römische Prinzeps als *exemplum* dargestellt werden kann (187): „Bereits die augusteische Selbstkonstruktion war transkulturell und wesentlich von Akzeptanzerringung bzw. pluralen Partizipationsstrukturen gezeichnet [...]“. Zusätzlich analysiert Brockkötter (189) „[p]rovinziale schriftliche Quellen“ und Münzen (mit Balkendiagrammen 194–196, Abb. (200–201) und besonders eindrücklichen Beispielen aus Indien, allesamt Belege für (213) „eine weitreichende Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit“ und somit eine Garantin für „Langlebigkeit und Verbreitung“. Scholz charakterisiert einleitend seinen Proponenten Lucullus und schildert dann die Aufstellung der titelgebenden Bronze-Statue nach Plinius maior (222–223): „Nicht *Hercules invictus* wurde hier ausgestellt, sondern ein besiegter, leidender Held. [...] Mit der Aufstellung einer derartigen Statue demonstrierte Lucullus seinen eigenwilligen und extravaganten Geschmack; mit dieser Wahl hatte er vor allem einen einzigartigen, sinnfälligen bildlichen Ausdruck für sein persönliches Leiden, für seine Enttäuschung über das vorzeitige Ende seines Kommandos im Feldzug gegen Mithri-

dates gefunden.“ Ein Vergleich (mit instruktiven Abb. 227–229) mit Samuel Morse’s *Dying Hercules* (1812) ist eine aussagekräftige (künstlerische und vor dem Hintergrund der damals aktuellen amerikanischen Unabhängigkeitsbestrebungen politische) Ergänzung zur Schaffung des (229) „Erinnerungsmonument[s] für einen Märtyrer der *res publica*“, das mehrfach abgebaut und wieder neu aufgestellt wurde. Lucullus hatte einen Bedeutungswandel oder zumindest eine Wahrnehmungsverschiebung und damit ein Verständnis- und Ausdeutungsproblem erfahren: Aus dem positiv besetzten Feldherrn war der sprichwörtliche ‚Lucullus‘ geworden. De Gellman erläutert mit einer Fülle von Beispielen aus Cato, Sisenna, Livius und Gellius die Entwicklung von *squalor* zu einem zunächst (239) „obligatorische[n] Element der Verteidigung“. Er erläutert dessen Herleitung aus dem Bereich der *pompa funebris*, analysiert Formen der (243) „performativen Wiederholung“ (gleichsam als festes Motiv im literarischen Darstellungsrepertoire) und thematisiert auch bewusste Verweigerung – insbesondere in der Kaiserzeit, v. a. unter Claudius (249): „Am Beispiel des *squalor* bzw. dessen demonstrativer Ablehnung konnte gezeigt werden, wie sich politische Praxis und Überlieferung wechselseitig bedingten. [...] Diese komplexe Wechselwirkung versucht der vielleicht etwas ungenau anmutende Titel ‚Vom *exemplum* zur Politik und wieder zurück‘ wiederzugeben.“

In „*exempla* als (De-)legitimationsstrategie sozialer Ordnung“ lässt Isabell Künzler in „Nur Gespenster messen sich mit Toten“. Die Folgen der Exemplarität für zeitgenössische Redner und Literaten der frühen Kaiserzeit“ eine positiv konnotierte Tradition Revue passieren, während sich Hendrik A. Wagner mit „Der ‚heroische Kannibalismus‘. Die Möglichkeit einer Unmöglichkeit zwischen Exemplarität und Exzeptionalität“ einer absoluten Ausnahmesituation widmet. Künzler bezieht sich mit dem Zitat auf Munatius Plancus (vgl. Plinius, *praef.* 30–31 der *Naturalis historia*), der wenig Verständnis dafür aufgebracht haben soll, dass Asinius Pollio Reden gegen Plancus erst nach dessen Ableben publizieren wollte: Es geht also um (257) „Konkurrenzverweigerung“. Künzler schildert den (258) „vergleichende[n] Wettbewerb mit Persönlichkeiten, die im Bereich der Rhetorik oder Literatur geradezu kanonische Geltung gewonnen hatten“, und sieht in *aemulatio* einen unverzichtbaren Teil gelungener *imitatio*. Dazu gehört auch der (263) „Appell zu eklektizistischer *imitatio*“, denn *exempla* dürfen die „Innovationsfähigkeit“ nicht hemmen. Besonders innovativ und gewinnbringend sind die Abschnitte (264) „Vom Ende des Generalisten – Die Diversifizierung senatorischer Bewährungsfelder“, da Künzler hier exemplarisch zeigen kann, wie Spezialisierung „zu Sachkundigen auf einzelnen Kompetenzgebieten“ die Orientierung auf Beispielhaftes neu ausrichtete, und (266) „Konkurrenzpraxis und Konkurrenzstrategie auf den Gebieten der Literatur und Rhetorik“, also auf zwei Feldern, in denen *exempla* besonderes Gewicht zukommt (267): „Profilierung erfolgte bei der Nachahmung exemplarischer Redner oder Autoren der Vergangenheit auf dem Wege darüber, dass man möglichst einem allgemein akzeptierten Maßstab gerecht wurde.“ Diese frühe Form einer ‚*Querelle des Anciens et des Modernes*‘ illustriert Künzler mit zahlreichen Beispielen aus Tacitus, Plinius minor und Martial und konstatiert, einen Bogen zurück zum Anfang und zu Munatius Plancus bei Plinius maior schlagend (274): „Ziel war es letztlich, Phänomene der Gegenwart zu deuten und Kontingenzen zu bewältigen. Sich zu diesem Zweck auf die Vergangenheit zu konzentrieren war unter solchen Bedingungen ein Mittel der Komplexitätsreduktion. Die *exempla* mussten unter diesen Voraussetzungen in der Tat zu toten, leblosen Hüllen mutieren, mit denen sich nur noch Gespenster messen konnten.“ Wagner sieht Anthropophagie als (279) „ein sehr spezielles Thema“, „eine zentrale Grundkonstante im menschlichen Denken“ und „ein Reizthema“. Er beginnt mit der schiffbrüchigen Fregatte *Médusa* 1816, rekurriert auf Homer und Hesiod,

erinnert an Lycaon und Thyestes und konzentriert sich auf die Critognatus-Rede bei Caesar (288): „Der Vorschlag des Critognatus hat [...] sicherlich nichts Heroisches an sich und will, so wie dies Caesar konzipierte, auch kein bewundernswertes *exemplum* für Durchhaltewillen sein.“ Der Held ist und bleibt Caesar; er kann sich zivilisatorisch von den potentiellen ‚Menschenfressern‘ abgrenzen und die Frevler wie einst Iuppiter die Menschheit nach Lycaons Frevler auslöschen. Auffällig ist, dass die Anthropophagie nicht in einem (289) „ethnographischen Exkurs, sondern innerhalb einer antirömischen Feindrede verwendet wurde.“ Die Gallier werden kollektiv verunglimpft und zu einer Schreckensvision (292): „Der Leser muss sich positionieren und kann sich hier nur auf die Seite Caesars stellen. Damit setzt Caesar auf exzeptionelle Weise die liminalisierende und emotional mobilisierende Wirkung des Kannibalismusmotivs für seine politischen Ziele ein und kreierte für sich ein heldenhaftes Selbstbild, welches unter Abrufen des mythologischen, ethnographischen und des historisch-politischen Gedächtnisses in der Gallien-Frage den Konsens mit Caesar im *consensus bonorum omnium* erzwingt.“

Das letzte Wort soll, weil es so treffend (und fast schon selbst eine Rezension ist), noch einmal Matthew R o l l e r gehören. Verbunden ist diese Entscheidung mit der Empfehlung, neben der Einleitung der Herausgeber gleich zu Beginn auch das Ende zu lesen und dann in die Spezialuntersuchungen einzusteigen (307): „But I hope my remarks here adumbrate some of the riches of this volume, and also spotlight some of the ideas and questions that are catching the attention of the next generation of scholars working in this area.“

Sonja Schreiner

Philip Aubreville, *Der Hass im antiken Rom. Studien zur Emotionalität in der späten Republik und frühen Kaiserzeit*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2021. (Historia Einzelschrift. 266.) 356 S. ISBN 978-3-515-13048-6 (Print). ISBN 978-3-515-13054-7 (E-Book)

Die anregende Studie ist Philip A u b r e v i l l e s überarbeitete Dissertation, die unter dem noch griffigeren Titel „Emotion und Elite. Studien zum Hass in der römischen Antike“ an der Humboldt-Universität zu Berlin 2018 angenommen und 2019 erfolgreich verteidigt wurde. Seine „Einleitung“ eröffnet A u b r e v i l l e mit George Orwells beklemmendem Roman *1984* und dem berührenden Buch des Journalisten Antoine Leiris *Vous n’aurez pas ma haine*, der im November 2015 seine Frau beim islamistischen Anschlag im Pariser *Bataclan* verloren hat. Davon ausgehend entwickelt er (u. a. unter dem Einfluss des *emotional turn*, der Emotionsforschung und der *hate studies*) das facettenreiche Panorama (antiken) Hasse(n)s und zeichnet eine Entwicklungslinie von größerer Selbstverständlichkeit bis zu Ablehnung, Bekämpfung und Distanzierung nach. Den Fokus legt A u b r e v i l l e (aufgrund der guten Beleglage) auf die Oberschicht von der späten Republik bis zum 2. Jh. n. Chr. (wegen der innenpolitischen Gemengelage) und behält dabei den Bedeutungswandel, dem gerade affektische und emotionale Begrifflichkeiten, sogenannte (16) „Emotionswörter“, im Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende unterlegen sind, im Blick. Im ausführlichen Eröffnungskapitel zur „Forschungslage“ schlägt er (mit viel instruktiver, gut ausgewählter und kritisch kontextualisierter Literatur) in drei Abschnitten gekonnt eine interpretatorische Brücke von „Emotionsgeschichte und Altertumswissenschaften“ über „Forschungen zum Hass in der Antike“ bis zu „Methodische[n] und inhaltliche[n] Folgerungen“. In der breit vertretenen Emotionsfor-

schung spielt der Hass trotz der Existenz von ideengeschichtlichen Darstellungen und Spezialuntersuchungen eine vergleichsweise untergeordnete Rolle, eine Forschungslücke, die Aubreville mit seiner Studie zu schließen (und zu Anschlussforschung zu inspirieren) vermag. Die Vorsicht, mit der er vorgeht, um anachronistische Projektionen zu vermeiden, verleiht seiner Untersuchung besonderes Gewicht, da (51) „die direkte Frage nach den eigentlichen Emotionen für die Antike schnell mit Aporien verbunden sein kann.“ Stattdessen entscheidet er sich für eine „Skizze eines Rahmens, in dem Gefühle gefühlt und ausgedrückt werden konnten“. Dieses selbstauferlegte ‚Korsett‘ erläutert er in umfangreichen „Vorüberlegungen zur Fassbarkeit antiker Emotionalität“. Tragfähig ist seine Definition von Hass als einem (52) „historischen Fallbeispiel für Konzeptionen, Bewertungen und Kontrollformen von Gefühlen“, bemerkenswert sein Hinweis darauf, dass nicht selten „innere, tatsächlich gefühlte Emotionen von ihren jeweiligen Ausdrucksformen zu unterscheiden sind.“ Letztere sind im Regelfall auch über die historische Distanz hinweg wahrnehmbar, sofern die Interpret*innen entsprechende (55) „Codes oder Signale“ dechiffrieren können und so verzerrende (56) „Brechungen“ möglichst vermeiden. Als (professioneller) Sonderfall erscheint die Rhetorik, in der insbesondere Quintilian auf Übereinstimmung von geäußerten (und gezeigten) und empfundenen Gefühlen oder Affekten Wert gelegt hat. Mitzudenken ist zudem (routiniertes) Unterdrücken oder Vortäuschen von Emotionen, wofür Aubreville Beispiele aus Tacitus, Seneca und Cicero anführt, aber auch gesellschaftliche Konvention (63): „Vor diesem Hintergrund erscheint es sinnvoll, nicht zu fragen, was oder wie antike Menschen *tatsächlich* gefühlt haben, sondern welche Emotionen welchen Personen zugeschrieben bzw. von diesen zum Ausdruck gebracht wurden/werden konnten und welche nicht.“ Als weitere Kautel tritt „eine gewisse Ambiguität emotionaler Ausdrucksformen hinzu“, konkreter noch „[d]as Phänomen der ‚gemischten Gefühle‘“. Im ‚Dickicht‘ dieser Mehrdeutigkeiten schafft das strikt definitorische Kapitel „Zum Begriff des Hasses“ Abhilfe, indem es zeitgebundene terminologische Veränderungen abarbeitet und „Gegenwärtige Theorien des Hasses“ vorstellt.

Dieser Abschnitt ist ein Musterbeispiel für Mehrwert erzeugende Trans- und Interdisziplinarität, da Aubreville ethnologische Aspekte genauso einbringt wie neurobiologische Grundlagen oder Recht(sphilosophie) und überdies zahlreiche (abweichende) Definitionen anführt (Hass als Emotion, als Einstellung, als Disposition oder als erklärter Vernichtungswille gegenüber einem Hassobjekt, verbunden mit Schadensabsicht). Dass (87) „Vermeidungsverhalten“ kaum zu belegen ist, zeigt er im Unterabschnitt „Antike Selbstbeschreibungen“ (mit einer Fülle griechischer und lateinischer Quellen aus unterschiedlichsten Genera) und präsentiert die Begriffsvielfalt, mit der Hass (oft auch in Verbindung mit Neid, Zorn, Abscheu oder Ekel) verbalisiert werden kann; dies geht über ein (101) „klassische[s] Hass-Vokabular“ weit hinaus, hat oft eine die konkrete sinnliche Wahrnehmung ansprechende Komponente, etwa wenn (mit Plautus) *odium* etymologisierend mit Odeur assoziiert wird, und ist zudem in hohem Maß von Ambivalenz und (106) „zahlreichen Gegenbegriffen“ geprägt.

Folgerichtig unterliegen im Folgekapitel „Der Hass als dynamischer Prozess: Versuch einer gegenwärtigen historischen Beschreibung“ Emotionen generell einem (107) „prozessuale[n] Verständnis“ und der Hass im Besonderen einem „dynamischen Emotionsprozess“. Dessen Ziele sind vielgestaltig, was Aubreville zunächst im Unterkapitel „Subjekte des Hasses jenseits menschlicher Individuen“ anhand von „Projektionen, Metaphern und sprichwörtliche[n] Zuschreibungen“ ebenso überzeugend ausführt wie für (108) „Nichtmenschliche Lebewesen“ aus Flora und Fauna (!) als aktive Hassträger*innen, (111) „Götter“, womit stets

Frevel verbunden war, und (113) „Kollektive“, worunter Volksgruppen subsumiert werden – mit in den Zeitläuften der (Menschheits)geschichte verheerenden Folgen. Ebenso konsequenzenreich sind „Wahrnehmungen, oder: Wie wird man zum Objekt des Hasses?“. Damit fatal verbunden ist (116) „neben einer Reizverarbeitung eine erste Bewertungsebene“. In den Fokus kommt ein ganzes (117) „Tableau [von] denkbaren Hassobjekten“, das Tiere, Pflanzen, unbelebte Objekte, Verhaltensweisen, Individuen und Gruppen umfasst. Voraussetzung waren dabei immer (124) „einige grundsätzliche Fähigkeiten oder Eigenschaften“; widrigenfalls war man kein „(legitimes) Objekt“. Gemäß den Erläuterungen im Unterkapitel „Bewertungen und Einschätzungen“ gehören dazu (127) „Verletzung individueller Interessen“ und „Verletzung bestimmter Normen“. Im Abschnitt „Reaktionen“ kommen die obgenannten Auswüchse (134) „Schadensabsicht und Vernichtungswille“ ebenso zur Sprache wie konkrete (145) „Sprachliche Ausdrucksformen“ und (149) „Körperliche Ausdrucksformen“, aber auch der (152) „Ausdruck anderer Emotionen“, wozu auch das parallele Empfinden mehrerer Gefühlsebenen gehört, das Instrument der (153) „Exklusion“ und im Gegensatz dazu das (155) „Vermeidungsverhalten“. Denn „[w]ährend im Falle der Exklusion zumindest in ihrer auf die Physis des Objektes abzielenden Dimension der Standort des Subjektes unverändert bleibt und das *Objekt* wegbewegt wird, verhält es sich bei der Reaktion der Vermeidung [...] genau umgekehrt.“ A u b r e v i l l e beschließt diesen umfangreichen Passus mit Überlegungen zu (160) „Zeitdimensionen des Hasses als Prozess“ und stellt dabei im Regelfall Dauerhaftigkeit und Verfestigung fest, wengleich oft Dynamik durch unterschiedliche Intensität gegeben ist. Seine komplexen Beobachtungen fasst er abschließend zusammen – eine Methode, die er auch in den letzten beiden Kapiteln, „Die römische Aristokratie – eine ‚emotionale Gemeinschaft‘? *Zu den Bewertungen des Hasses*“ und „Zeigen oder Schweigen? *Zur Kontrolle des Hasses und seines Ausdrucks*“, zur Anwendung bringt. Basis für das Großkapitel zur Aristokratie ist folgender Befund (165–166): „Bei der zeitlichen Einordnung des antiken Hasses scheint es [...] sinnvoll zu berücksichtigen, dass es vor allem Wahrnehmung und Bewertung sind, die eine gewisse Beständigkeit aufweisen, während der am ehesten sichtbare Part, die Reaktion, meist schnell abgeschlossen ist. [...] Insgesamt zeigt sich eine starke Variabilität der jeweiligen Ausprägungen des Hasses.“ Bezogen auf die Oberschicht (167) „lautet die Frage [...] nicht, *wie* oder *was* römische Aristokraten ‚tatsächlich‘ gefühlt haben, sondern *welche Bewertungen* mit dem Hass verknüpft waren.“ Damit in Zusammenhang stehen gemeinsame Werte und Normen, wozu die (174) „Abwertung der Abneigung: Der Hass als problematische Emotion“ gehört; Gefühlskontrolle und Gemeinwohl, also durchaus (181) „pragmatische Gründe für die Kontrolle ihrer Emotionen bzw. des entsprechenden Ausdrucks“, greifen dabei ineinander, was A u b r e v i l l e an zahlreichen Beispielen erläutert, wengleich es auch Situationen geben kann, in denen offen gezeigter Hass ehrlicher und lobenswerter sein kann als dessen Verhehlung (und damit Verstellung), wie Tacitus an den Gegenpolen Agricola (positiv) und Domitian (negativ) ausführt, aber auch bei anderen Kaisern (Nero und Vitellius) beobachtet und damit die (194) „Zuschreibung des Hasses im Falle ‚schlechter‘ Kaiser‘ [...] als Gegenbild eines guten Aristokraten konzipiert“.

Kaum über Quellen fass- und nachweisbar ist hingegen, was A u b r e v i l l e im Abschnitt „Geduldete Emotionen? Tolerierung von Hass als schwer greifbares Phänomen“ zusammenfasst und daher als (196) „Ausnahme vom Normalzustand der Missbilligung“ bezeichnet (mit Belegen aus Seneca und Plinius minor, die Hass gegen andere negativ konnotierte Emotionen und Verhaltensweisen abwägen, und aus der Dichtung, wo Hass nicht zuletzt aufgrund des Fiktionsvertrags toleriert werden konnte). Ritualisierte Settings wie Gerichtsverhandlungen

oder politische Auseinandersetzungen gehören ebenfalls in diesen Graubereich, Ausnahmesituationen wie Kriege dann, wenn es sich um ein sogenanntes *bellum iustum* handelte, nicht aber im Fall eines *bellum civile*. Der Intensität blieben trotzdem Grenzen gesetzt; Aubreville spricht davon, dass (202) „Einhegung erwartet wurde“, gleichzeitig kompletter Verzicht aber oft auch Duldung unterlag, da Hass vielfach als (203) „Normalzustand“ erachtet wurde, wie er im Abschnitt „Emotion der Elite: Erwartung und Ermutigung des Hasses“ mit vielen Beispielen (inkl. der Motive für die Ermordung Caesars) exemplifiziert und eine (210) „gruppen- oder identitätsbildende Funktion“ erkennt, wenn es um hassenswerte Devianz geht, aber auch wenn (218) „höhere Ideale“ im Spiel sind. Plutarch kennt sogar (219) „gerechten Hass“.

Es folgen die Kontrollmechanismen des Hasses, auf der Gefühls- und auf der Ausdrucksebene. Wenig überraschend steht am Beginn dieser Ausführungen der Abschnitt „Die Rolle der Erziehung“ (mit ausreichend philosophischem ‚Unterbau‘); durchaus überraschend ist aber das Textstück, an dem Aubreville die möglichen Folgen von falscher ‚Erziehung‘ abarbeitet: nämlich am erlernten Verbergen aller Gefühle während Britannicus’ Todeskampf. Auf dem Feld der Rhetorik wiederum war es wichtig, (244) „Emotionen wie den Hass gerade hervorrufen oder zumindest simulieren zu können.“ Natürlich trugen neben dem Charakter auch (245) „äußere Umstände oder ein bestimmtes Milieu“ zur Kontrollfähigkeit (oder zum Kontrollverlust) bei, wobei Emotionskontrolle systematischer Vermittlung oder Sozialisation unterliegen konnte, beabsichtigtes Hervorrufen von Hass für den Regelfall aber anerzogen wurde. Der Abschnitt „Einhegungen des Hasses“ zeigt, wie anfällig für Scheitern Affektkontrolle sein konnte, dass ein wesentlicher Unterschied bestand zwischen der (255) „Kontrolle des Hass-Ausdrucks“ und der „Kontrolle des eigentlichen Hasses, der unter dem verstellten Gesicht und den angepassten Verhaltensweisen weiter existierte“, und es somit – abhängig vom Standpunkt – um (De)maskierung geht. Man konnte Hass mit Selbstreflexion begegnen, aber auch mit (259) „Überspielung oder Neutralisierung“ und in weiterer Folge mit „De-Amplifikation“ und „Deeskalation“, aber auch mit selbstgewähltem Rückzug. Das Unterkapitel „Hervorrufen und Simulation des Hasses“ steht in diametralem Gegensatz dazu. Im Unterschied zu Traktaten über Selbstkontrolle kann man (263–264) „Selbsttechniken für das Hervorrufen des Hasses“ am ehesten aus der Rhetorik erschließen; sie werden also, (269) „wenn überhaupt, nur in ganz spezifischen Kontexten diskutiert. [...] Gefühlten Hass (auf plausible Art) nicht zu zeigen, dürfte schwieriger gewesen sein, als Hass darzustellen, der gar nicht gefühlt wurde – dafür reichten streckenweise offenbar schon einfache Beschimpfungen aus.“

Ganz am Ende kondensiert Philip Aubreville die Summe seiner Beobachtungen und Erkenntnisse in einem zusammenschauenden „Fazit“ und kommt ein letztes Mal auf Antoine Leiris zurück (274): „In dieser Vielfalt zeigt sich erneut eine grundsätzliche Differenz zwischen römisch-antiken Vorstellungen und denen der westlichen Moderne. Es sollte noch einige Zeit benötigen, ehe ein Satz wie ‚Meinen Hass bekommt ihr nicht‘ die Monopolstellung unter den bewunderungswürdigen Reaktionen auf die Ermordung eines Angehörigen erlangte. Aber das ist eine andere Geschichte.“

Umfangreiche „Verzeichnisse“, gegliedert in „Hilfsmittel, Quellenkorpora und Wörterbücher“ und „Bibliographie“, ein „Stellenregister“ und ein „Personen-, Orts- und Sachregister“ sind wesentliche Wegweiser durch den verdienstvollen und lesenswerten Band, dem zu wünschen ist, dass ihn seine Leser*innen sicher lieben und bestimmt nicht hassen werden.

Sonja Schreiner

Yasmin Schmidt, *Ovids Epos und die Tradition des Lehrgedichts. Mythos und Elementenlehre in den „Metamorphosen“*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2021. (Hypomnemata. 210.) 360 S. ISSN 0085-1671. ISBN 978-3-525-33608-3

Der Monographie liegt die Frankfurter Dissertation der Verfasserin aus dem Jahr 2018 zugrunde. Ihre „Einleitung“ beginnt Schmidt mit dem *Metamorphosen*-Epilog, gibt einen konzisen Forschungsüberblick (zum lukrezischen Einfluss auf Ovid und zu empedokleischer Philosophie auf Epik und Elegie) und skizziert knapp den Aufbau ihrer Arbeit. Ihr in sieben Kapiteln erbrachtes Beweisziel ist der Nachweis durch- und weitgehender Rückgriffe auf Empedokles' Elementenlehre und die bei ihm zentralen Mächte ‚Liebe‘ und ‚Streit‘ in den *Metamorphosen*, wobei Ovid zum schöpferischen (und durchaus positiv konnotierten) Mittel der Parodie in seiner Auseinandersetzung mit dem Lehrgedicht greift (17): „Von Interesse ist in erster Linie die von den russischen Formalisten [Juri Tynjanov und Viktor Sklovskij] erkannte kreative Seite der Parodie.“

„Die Kosmogonie“ (Kapitel 1) steht am Anfang und folgt wie auch die nächsten drei Kapitel („Fortsetzung der kosmologischen Thematik“, „Die Macht der Liebe in der ersten Pentade“ und „Die Macht der Liebe in der zweiten Pentade“) der Anordnung der Mythen in den *Metamorphosen*. Den Fokus legt Schmidt dabei auf die Interaktion von (18) „Chaos, *deus* und Metamorphose“, da (108) „aus ihrem Zusammentreffen ein schöpferisches Moment resultiert“. Zur positiv beantworteten (110) „Leitfrage“ in den beiden Abschnitten zur Liebe wird der Nachweis erbracht, dass auch „die erotischen Mythen mit kosmologischen Elementen versehen [sind] und so die Bezugnahme auf die empedokleische Philosophie fortgesetzt“ wird. Yasmin Schmidt führt das überzeugend an Apollo und Daphne, Iuppiter und Io und Iuppiter und Callisto (für die erste Pentade) sowie an Medea, Scylla, Byblis und Myrrha (für die zweite Pentade) aus.

Kapitel 5 („Die Elemente in den Metamorphosen“) und Kapitel 6 („Mythos und Naturwissenschaft“) unterliegen thematischen Schwerpunkten, zunächst geht es um Verwandlungen von Figuren in Elemente, dann um das komplexe Wechsel- und/oder Zusammenspiel mythischer, zum Teil auch von Aberglauben dominierter Vorgänge und rationaler, wissenschaftlich fundierter Prozesse. Bevor sie sich den einzelnen Elementen zuwendet, betont Schmidt (190) „die Verbindung zwischen dem Element und dem Wesen bzw. Charakter einer Figur“, erkennt zutreffend „eine gewisse Kontinuität“ und leitet folgerichtig daraus eine Vorbereitung der „Metamorphose in das jeweilige Element“ ab. Battus und Aglauros, Niobe, Lichas, die Propoetiden und Anaxarete sind ihre signifikanten Beispiele für „Metamorphosen in Stein“. „Metamorphosen in Wasser“ exemplifiziert Schmidt an Cyane, Arethusa und Byblis – hier gibt es einen Rückbezug auf den Themenkomplex ‚Liebe‘. Als verbindendes Element sieht sie (217) „die enge Verbindung des Menschen mit der Natur, weil er ohne göttliche Partizipation in Wasser oder Stein metamorphosieren kann.“ Bei der „Petrifikation“ sind im Unterschied zur Verflüssigung „[n]eben den psychischen Strukturen [...] aber auch physikalische Zusammenhänge“ zu berücksichtigen. Der Flüssigkeitsverlust entsteht vielmehr durch starke Emotionen wie eben Liebe und Streit (Schweiß und/oder Tränen, wodurch abermals eine Rückbindung an Empedokles gegeben ist). Zentral für Ovid ist bei diesem physisch-psychischen Phänomen das prozessuale Element, Lukrezens Physik rückt zu Gunsten der mythischen Erzählung etwas stärker in den Hintergrund (219): „Es gelingt Ovid in seinen Darstellungen, Naturwissenschaft zu verspotten und sie zugleich zu aktivieren.“

Zentral für seine Aussageabsicht ist, dass (220) „[d]ie Elemente [...] die Komplexität des menschlichen Wesens heraus[stellen], das aus einem sterblichen und einem unsterblichen Teil besteht. Die Elemente selbst repräsentieren den unsterblichen Teil; in Form einer Metamorphose beseitigen sie den sterblichen Teil des Menschen, um so der Figur eine neue ewige Gestalt zu verleihen, die sich in dem Element selbst offenbart.“ Einen grundsätzliche Frage nimmt Yasmin Schmidt in Kapitel 6 in den Blick, wenn sie (221) „nach übergeordneten Aspekten der *Metamorphosen*“ fragt. Neben der „Verwandlungsthematik“ nennt sie die „Liebesthematik und die vier Elemente“ und betont besonders „die wechselseitige Durchdringung mythischer und naturphilosophischer Vorstellungen“, wozu – abweichend von Lukrez – die Präsenz der Götter gehört. Als Beispiele wählt sie Narziss und Echo im Vergleich mit Lukrezens *simulacra*-Theorie, den Monolog des Boreas und die Pest von Aegina, die sie den Darstellungen bei Lukrez und Vergil gegenüberstellt. Zusätzlich sieht sie die Göttinnen Venus und Iuno in der Sage von Ino und Melicertes unter Berücksichtigung einschlägiger Sekundärliteratur als (246) „Allegorien der empedokleischen Mächte Liebe und Streit“. Sie kommt zu dem tragfähigen Schluss, dass Ovid (251) „die Tradition des Lehrgedichts [evoziert], wenn auch gewissermaßen in einem mythischen Gewand verborgen, im Sinne der allegorischen Deutungsmethode. Hieran lässt sich [...] erkennen, dass die Philosophie des Vorsokratikers in einigen Punkten mit den Mythen kompatibel ist [...]“.

Auch in Kapitel 7 („Die Pythagorasrede“) verbinden sich lukrezische und empedokleische Einflüsse – Schmidt spricht vom (20) „Phänomen der Doppelanspielung“ – zu einem stimmigen Ganzen, zumal die Rede (19) „zusammen mit der Kosmogonie den naturphilosophischen Rahmen der *Metamorphosen* bildet. Ethik und Kosmogonie sind auf kunstvolle Weise verwoben (252): „An einer Vielzahl von Phänomenen aus allen Bereichen der Welt [...] wird die allgemeine Gültigkeit des Prinzips der Metamorphose vor Augen geführt.“ Die Breite der Sekundärliteratur rechtfertigt einen ausführlichen „Forschungsüberblick und neue Fragen an die Pythagorasrede“, die Schmidt in Bezug zu ihren zentralen Fragestellungen setzt und Pythagoras (260) „als Symbol des Gesamtwerks“ einstuft, „da er sich wie die epische Erzählinstanz [...] mit der Tradition des Lehrgedichts spielerisch und ernsthaft zugleich auseinandersetzt, wobei die Frage der Glaubwürdigkeit für beide zentral ist.“ Zudem lassen „Rückbezüge auf frühere Episoden“ den Schluss zu, dass „die Pythagorasrede der Stiftung einer Einheit dient.“ Abschnitt für Abschnitt legt Schmidt dieses Deutungsmuster an den langen Text an – vom Vegetarismus bis zur Elementenlehre. Gleichfalls besonderer Stellenwert kommt dem (261) „*vates*-Motiv“ und der „Formulierung *natura novatrix* zu. Empedokles und Lukrez, aber auch Vergils *Georgica* (neben der Bugonie auch anlässlich der Abhandlung zu, Vulkanismus) zieht sie gewinnbringend zum Vergleich heran und kommt zu dem (literaturtheoretisch tragbaren) Schluss (325): „Die Elemente erweisen sich schließlich immer wieder als entscheidender Schnittpunkt zwischen der Sagenwelt der *Metamorphosen* und der physischen Welt. Da sie in beiden Welten wirksam sind, kann der Dichter die Realität mythisch und den Mythos real erscheinen lassen. Mit diesen neuen Erkenntnissen ausgestattet wird das Lesepublikum schlussendlich ermuntert, die *Metamorphosen* ein weiteres Mal zu lesen. Dieses Mal wird es seinen Blick wahrscheinlich noch mehr auf das Verhältnis von Mythologie und Naturphilosophie legen.“

Textimmanente Interpretationen von Empedokles, Lukrez und Ovid bestimmen Schmidts Analyse und helfen beim Nachvollzug der zentralen (20) „Leitfragen [...]: Wo positioniert sich Ovid in der Tradition des Lehrgedichts? Wie geht der Dichter mit den Diskrepanzen zwischen den verschiedenen philosophischen Anschauungen der Vorgänger

um?“ Jedes Kapitel enthält einen Forschungsüberblick und zahlreiche gut gewählte Textauschnitte, die die Verfasserin in überschaubaren Unterkapiteln paraphrasiert, interpretiert und in Bezug zu Vorbild- und Paralleltexten setzt. Wichtige Auszüge aus der Fülle der Vergleichstexte – neben Empedokles und Lukrez spannt sich der Bogen von Homer und Hesiod über Aristoteles und Apollonios von Rhodos bis zu weiteren Werken Ovids, insbesondere den *Fasti* – druckt Schmidt gleichfalls im Volltext ab, wobei sie sich durchgehend auf die Originale beschränkt und auf eine Übersetzung verzichtet. (Gerade bei den komplexen naturphilosophischen Passagen wäre eine solche zuweilen hilfreich gewesen; die detaillierten Paraphrasen reichen aber zumeist aus.) Ihre Resultate präsentiert sie jeweils in „Abschließende[n] Bemerkungen“, die ihrerseits die Basis für ein gut lesbares allgemeines „Fazit“ bilden.

Von Anbeginn an kann sie zeigen, dass es Ovid gelingt, auch *prima vista* widerstreitende Positionen in Einklang zu bringen, wozu die Grundlage bereits in *De rerum natura* gelegt ist (44): „Er scheint die Überlegungen seines Vorgängers in gewisser Hinsicht auf die atomistische Lehre übertragen und dann weiterentwickelt zu haben. Bezugnahmen auf Lukrez ermöglichen Ovid also zugleich Anknüpfungen an die Lehre des Empedokles.“ Ein weiteres entscheidendes Element ist Ovids Selbstständigkeit im Umgang mit seinen Vorlagen, die in diametralem Gegensatz zu (blinder) Autoritätsgläubigkeit und (kritiklosem) Traditionsbewusstsein steht. Resultat ist (59) „ein neues, einzigartiges poetisches Programm“. Für Schmidt ist darin weniger eine (93) „Dekonstruktion des Lehrgedichts“ oder ein reines „Spiel mit den literarischen Vorlagen“ zu sehen als vielmehr der Ausdruck seines „ambivalente[n] Verhältnis[s]es zur Tradition des Lehrgedichts“, die dem „Prinzip *discors concordia*“ verpflichtet ist. Schritt für Schritt zeigt sie den Einfluss von Naturgewalten und -katastrophen in der Kosmogonie. Den Weltenbrand bezeichnet sie als (107) „Gegenmetamorphose zur Kosmogonie“. Ethik, Physik, Mythos und Philosophie greifen ineinander (109): „Durch die vielfältigen Erscheinungsweisen der Elemente werden die Grenzen zwischen Mythologie und Philosophie fließend. Die mythische Welt kann plötzlich real erscheinen, während die Realität mythisch wirkt.“ Gerade hier ist der Bezug zu Empedokles besonders deutlich, da die Metamorphose zur „Kosmogonie *en miniature*“ wird.

Ein konzises Literaturverzeichnis und Register (zu Stellen, Personen und Sachen) stehen am Ende des Bandes, dessen letzte Seite, konkreter der Schluss des „Fazit[s]“, die Brücke zurück zum Anfang schlägt (333): „In gewisser Weise hat Ovid mit der Rede des Pythagoras ein *Lehrgedicht* in seinem Epos selbst geschaffen, mit dem er aber nicht nur die Tradition des Epos reflektiert [...], sondern auch sein eigenes, die *Metamorphosen*. Sowohl in der Rede als auch im Gesamtwerk geht es in auffälliger Weise um die Spannung zwischen mythischer Weltsicht und naturphilosophischer Erkenntnis. Die Pythagorasrede sollte also nicht nur als eine Parodie der lehrhaften Dichtung aufgefasst werden, sondern als ein Ort, an dem der Dichter seinen Platz in der Tradition des Lehrgedichts bzw. des Epos gefunden hat. Im Epilog prophezeit Ovid selbst seine Unsterblichkeit und die seines Werkes (*Met.* 15, 871–879). [...] Sind also Rom und die *vates* in der Lage, die Gesetze des Chaos und des Wandels zu überwinden? Vermutlich ja – *siquid habent veri vatum praesagia*.“

Sonja Schreiner

Maria Chiara Scappaticcio (Hg.), *Seneca the Elder and his Rediscovered Historiae ab initio bellorum civilium*. New Perspectives on Early-Imperial Roman Historiography. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2020. X + 426 S. ISBN 978-3-11-068585-5. e-ISBN (PDF) 978-3-11-068866-5. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-068880-1

Von einem Geschichtswerk des Älteren Seneca (gest. ca. 39 n. Chr.) war bis zum Jahr 1816 nichts bekannt, als Niebuhr in einem vatikanischen Palimpsest den Anfang eines Werks *De vita patris* entdeckte, in dem der Philosoph Seneca die *Historiae* seines Vaters rühmt, die dieser nicht mehr selbst ediert hatte: *Quisquis legisset eius historias ab initio bellorum civilium, unde primum veritas retro abiit, paene usque ad mortis suae diem, magno aestimasset scire, quibus natus esset parentibus ille qui res Roman///* (frg. 15 Haase, rec. Studemund). Durch Niebuhrs Entdeckung fiel neues Licht auf Suet. *Tib.* 73, 2 über den Tod des Tiberius und auf den Lebensaltervergleich bei Lact. *inst.* 7, 15, 14–16, da beide Stellen als Zitate aus „Seneca“ eingeführt werden. Sie gelten seitdem als (die einzigen literarisch bezeugten) Fragmente aus den *Historiae* des Vaters, obwohl ein verlorenes Werk des Sohnes nicht völlig auszuschließen ist. Umstritten bleibt die Frage, welches Ereignis mit dem „Beginn der Bürgerkriege“ als Anfang der *Historiae* gemeint ist. Neben den von Ti. Gracchus ausgelösten Unruhen des Jahres 133 dachte man auch an Sullas Marsch auf Rom 88 v. Chr., v. a. aber an Caesars Überschreitung des Rubicon im Jahr 49 v. Chr.

200 Jahre nach Niebuhr gelang ein wesentlicher Fortschritt mit der 2017 publizierten Rekonstruktion von Resten der *Historiae* in einem herkulanischen Papyrus. Die Bedeutung dieses Erfolges für das politische und literarische Gesamtbild der frühkaiserzeitlichen Geschichtsschreibung war 2018 Gegenstand des internationalen Kolloquiums „Seneca Padre e la storiografia riemorsa. Nuove prospettive di ricerca sulle *Historiae ab initio bellorum civilium*“ in Neapel. Die dortigen Referate bilden die Grundlage des hier zu besprechenden Buches, das zwei Einleitungen und 14 Beiträge (mit Abstracts in englischer Sprache) enthält, von denen je sieben unter einem übergeordneten Aspekt zusammengefasst sind: „Part I. Seneca the Elder’s *Historiae ab initio bellorum civilium*: Integrating New Discoveries with Old Knowledge“ und „Part II. Seneca’s *Historiae* in Context: New Perspectives on Early-Imperial Roman Historiography“.

Mit dem Titel der ersten Einleitung „When tiny scraps cause new chapters of Latin literature to be written“ weckt Maria Chiara Scappaticcio hohe Erwartungen. Hier gibt die Herausgeberin des Buches zunächst einen Überblick über dessen Genese: Seit 2014 wurde im Rahmen des ERC-Projekts PLATINUM der unpublizierten Vermutung von Robert Marichal nachgegangen, dass *P.Herc.* 1067 einem Annaeus Seneca zuzuordnen sei (PLATINUM – *Papyri and Latin Texts: Insights and Updated Methodologies. Towards a philological, literary, and historical approach to Latin papyri*). Tatsächlich konnten die spärlichen Fragmente der stark beschädigten Rolle als Reste der *Historiae* des Älteren Seneca identifiziert und bald darauf, ebenfalls mithilfe von PLATINUM, in einem weiten Rahmen diskutiert werden, den die beiden Themenfelder des Buches wiedergeben. Die einzelnen Beiträge, die v. a. im zweiten Teil weit über eine Analyse der neuen Entdeckung hinausgehen, werden von Scappaticcio im Rahmen ihrer Einleitung kurz vorgestellt.

Die zweite Einleitung betrifft ein oft vernachlässigtes Problemfeld, das für die meisten der in diesem Buch behandelten Themen und Fragestellungen von grundlegender Bedeutung

ist. Timothy J. Cornell sichtet die erhaltenen Zeugnisse für „Roman historical writing in the age of the Elder Seneca“. Indem er ein Gesamtbild der römischen Geschichtsschreibung während der Lebenszeit des Älteren Seneca rekonstruiert, ermöglicht er ein besseres Verständnis der Voraussetzungen, unter denen dessen *Historiae* entstanden sind. (Für den Beginn des Werks nimmt er 49, eventuell 43 v. Chr. als den wahrscheinlichsten Zeitpunkt an.) Abgesehen von Livius sind aus der Zeit von Augustus bis Caligula keine substantiellen Reste eines umfassenden Geschichtswerks erhalten. Damals erhielt die Geschichtsschreibung Konkurrenz von der antiquarischen Literatur und von der Biographie, zum Teil näherte sie sich selbst der letzteren. Nach traditioneller Auffassung gab es kaum noch eine ernst zu nehmende Geschichtsschreibung, wofür man deren schwindende Funktion als „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ verantwortlich machen könnte oder im Rahmen der Zeitgeschichte die Gefahr, die eine kritische Betrachtungsweise für den Autor mit sich brachte. Cornell hingegen sieht den Grund für das Gesamtbild, das sich dem heutigen Betrachter bietet, in der Ungunst der Überlieferung. Aus dem für Seneca relevanten Bereich ist nur Velleius weitgehend erhalten. Ein wenig lässt sich noch von Autoren wie Aufidius Bassus oder Servilius Nonianus rekonstruieren, während andere wie Cremutius Cordus für uns fast nur noch Namen sind. Dazu ist die Existenz von Autoren anzunehmen, von denen wir nicht einmal mehr die Namen kennen. Aus den erhaltenen Fragmenten bzw. Zeugnissen stellt Cornell 28 Historiker aus der Zeit des Älteren Seneca zusammen, darunter drei Kaiser und mindestens zehn Senatoren. Er kommt zu dem Schluss, dass das traditionelle Bild der römischen Geschichtsschreibung korrigiert werden muss: Unter Augustus und Tiberius gab es sehr wohl eine rege literarische Historiographie, aber wir wissen über deren Charakter sehr wenig (weniger als z. B. über Coelius). Der Grund dafür ist (auch) im höheren Interesse der Grammatiker an republikanischen Autoren zu suchen. Dementsprechend bleiben für die *Historiae* des Älteren Seneca viele Fragen offen, nicht zuletzt, ob und wie weit sie von späteren Historikern als Quelle herangezogen wurden.

Im ersten Teil der folgenden Beiträge geht es darum, das neu gewonnene Material zu präsentieren und in den Rahmen des bisher Bekannten zu integrieren. – Daher kommt mit Valeria PIANO „A ‘historic(al)’ find from the library of Herculaneum: Seneca the Elder and the *Historiae ab initio bellorum civilium* in *P.Herc.* 1067“ zuerst die Editorin der *editio princeps* zu Wort. Sie gibt einen Überblick über die papyrologische und paläographische Kleinarbeit, die zu der Publikation führte, und bringt deren Ergebnisse auf den neuesten Stand. Von den 124 lateinischen Papyri aus der Villa dei Papiri war bis vor kurzem nur das *Carmen de bello Actiaco* identifizierbar. Als Inhalt von *P.Herc.* 1067 hatte man eine *oratio in senatu habita* des L. Manlius Torquatus vermutet, was durch die neue stratigraphische Analyse der in schöner *capitalis rustica* geschriebenen Rolle infrage gestellt wurde. Vielmehr lässt die in den erhaltenen Fragmenten häufige Nennung politisch wichtiger Namen, vor allem Tiberius, auf ein historiographisches Werk schließen. Dazu passt, dass mehrfach historische und politische, kaum aber philosophische Begriffe erkennbar sind. Eines der größten Fragmente enthält die Anrede *Auguste* und steht mit einer Adoption (der des Tiberius?) in Zusammenhang. Der Name Haterius weist auf Quintus Haterius, der in den rhetorischen Werken des Älteren Seneca mehrfach aufscheint. V. a. aber lassen sich die (geringen) Reste der *subscriptio* zu dem vom Jüngeren Seneca genannten Titel ergänzen (die am besten lesbaren Buchstaben hier in Fettdruck): **L ANNAEI SENECAE | AB INITIO BELLORUM CIVILIUM** | Zuletzt könnte noch eine Zeile mit **HISTORIAE** (und/oder einer Buchzahl) gefolgt sein.

Unter den lateinischen Papyri der Villa ist *P.Herc. 1067* der einzige Text, von dem Titel und Autor bekannt sind, wie Tiziano D o r a n d i „Un libro dell’*Ab initio bellorum civilium* di Seneca il vecchio e il fondo latino della biblioteca della Villa dei Papiri a Ercolano“ festhält. In Form eines Überblicks über die aktuellen Problemstellungen bespricht er *P.Herc. 1067* im Rahmen des Gesamtbestands der Villa und gibt insbesondere den Forschungsstand zu *P.Herc. 817*, dem *Carmen de bello Actiaco*, wieder. Hinsichtlich der *subscriptio* von *P.Herc. 1067* kommt D o r a n d i zu ähnlichen Ergebnissen wie P i a n o, bevorzugt als Titel aber *Ab initio bellorum civilium* (ohne *Historiae*). Das beim Tod des Verfassers noch unveröffentlichte Werk könnte für die Besitzer der Villa, wohl immer noch die Pisones, direkt vom Original des Autors kopiert worden sein. Schließlich stellt sich die Frage, welche politischen oder literarischen Interessen die Auftraggeber daran hatten, und darüber hinaus, wieweit in ihrem Kreis um 40 n. Chr. das kulturelle Leben des späten 1. Jh. v. Chr. erhalten geblieben war.

Eine literarische Analyse des Papyrus versucht Maria Chiara S c a p p a t i c c i o „*Historiae ab initio bellorum civilium: Exegetical Surveys on the Direct Transmission of Seneca the Elder’s Historiographical Work*“. Ein Vergleich aller verwertbaren Fragmente mit den Aussagen über Tiberius bei Tacitus, Dio und Sueton macht es wahrscheinlich, dass die Regierung des Tiberius ein, wenn nicht der Schwerpunkt von Senecas *Historiae* war. So könnte z. B. mit *bellum in Gallia* der Aufstand des Jahres 21 n. Chr. gemeint sein, den Tac., *ann.* 3, 41, 3 als ein *bellum* bezeichnet. Weiters erkennt S c a p p a t i c c i o Anzeichen für eine annalistische Struktur des Werks und hält es für durchaus möglich, dass die *Historiae* von Tacitus, Sueton und anderen als Quelle herangezogen wurden.

Mit einer Skizze des von der Spätantike bis in die Renaissance offenen Problems der korrekten Unterscheidung zwischen den beiden Senecae beginnt der Beitrag von Giancarlo M a z z o l i „*Unde primum veritas retro abiit*. Riflessioni sull’inizio delle *Historiae* di Seneca Padre“. So ist auch im Fragment der *vita patris* nicht klar erkennbar, ob mit der Bemerkung *unde primum veritas retro abiit* ein Zitat aus den *Historiae* oder ein Kommentar des Sohnes vorliegt, obwohl mehr für ein Zitat spricht. Aus einer Reihe von Textstellen bei den beiden Senecae und bei Lucan glaubt M a z z o l i zu erkennen, dass die drei Annaei einen Verfall der *veritas* schon von der Zeit der Gracchen an sahen.

Nach Emanuele B e r t i „*Semina belli*. Seneca il Vecchio e le cause delle guerre civili“ hat Seneca, wie schon Sallust am Beginn seiner Zeitgeschichte, in der Praefatio der *Historiae* einen Überblick über die innere Entwicklung Roms gegeben, wobei er auf das biologische Modell des Lebensaltervergleichs zurückgriff. Den Ausbruch der Bürgerkriege dürfte er v. a. auf moralische Ursachen (*luxuria*) zurückgeführt haben, was schon der analoge Befund über den Verfall der Beredsamkeit in den *Controversiae* (1 pr. 6–7) nahelegt. Einen weiteren Hinweis gibt das ausführliche Zitat aus einer Deklamation des Papirius Fabianus (*contr.* 2, 1, 10–11) mit dessen Variante des Topos „moralischer Verfall als Kriegsursache“. Bei Lucan (1, 67–182: Gründe für den Konflikt zwischen Caesar und Pompeius) und bei Florus findet sich ein ähnliches Erklärungsschema, sodass B e r t i bei beiden eine direkte Benützung Senecas für möglich hält. Damit würden sich aus der Darstellung der Späteren auch Rückschlüsse auf Seneca ziehen lassen. Immer wieder zeigt sich das moralisierende Grundkonzept Sallusts, das unter dem Einfluss einer rhetorisch-deklamatorischen Tradition neu aufbereitet wurde.

Mithilfe genauer Beobachtungen versucht Cynthia D a m o n, „Looking for Seneca’s *Historiae* in Suetonius’ *Life of Tiberius*“, Spuren von Senecas *Historiae* in der Tiberius-Vita Suetons nachzuweisen, aus der eines der zwei erhaltenen Zitate (73, 2) stammt. Dabei zeichnet sich ein spezielles Interesse Senecas an der politischen Funktion des Ritterstandes ab, das sich

z. B. aus der (kritischen) Feststellung *Tib.* 41 ableiten lässt, Tiberius habe in seinen letzten Jahren auf Capri die Dekurien der Ritter (in den Geschworenengerichten) nicht mehr ergänzt. Von den *Tib.* 73, 2 wiedergegebenen Berichten über den Tod des Tiberius wollen drei von einem gewaltsamen Ende (einer sogar von einer Vergiftung durch Caligula) wissen; nur der vierte, ein Zitat aus „Seneca“, lässt ihn eines natürlichen Todes sterben. Auch sonst dürften die *Historiae* von Caligula (im Gegensatz zu Tiberius) ein relativ freundliches Bild gezeichnet haben, was die Vernachlässigung des Werks in späteren Zeiten erklären würde.

Eine interessante Ergänzung des Buches bietet die erstmalige Veröffentlichung der bereits 1972 verfassten Studie von Lewis A. S u s s m a n „The Lost *Histories* of the Elder Seneca“. S u s s m a n (Autor der grundlegenden Monographie „The Elder Seneca“, Leiden 1978) versucht, durch Rückschlüsse aus den *Suasoriae* und *Controversiae* ein Bild von der Anlage, Methode und Qualität von Senecas Geschichtswerk zu gewinnen. Demnach war Seneca sehr belesen, um eine kritische Verwertung der Quellen bemüht und für viele Ereignisse selbst Zeitzeuge. Er bewunderte Sallust, ohne in schematische *imitatio* zu verfallen, betonte moralische Aspekte und scheint eine Vorliebe für Anekdoten gehabt zu haben. Er schätzte Augustus, war gegenüber Tiberius eher skeptisch und legte insgesamt eine realistische bis opportunistische Haltung an den Tag. Mit dem zentralen Begriff der *veritas* ersetzte er den herkömmlich-republikanischen der *virtus*. Als den Beginn der *Historiae*, die etwa zehn Bücher umfassten, nimmt S u s s m a n die Zeit der Gracchen an, rechnet jedoch mit steigender Ausführlichkeit im Laufe der Darstellung. In *De vita patris* sieht er nicht sosehr eine Biographie des Autors als vielmehr das Vorwort des Herausgebers. – S u s s m a n zeichnete schon 1972 ein (zum Teil etwas spekulatives) Gesamtbild von Senecas *Historiae*, das durch den Neufund in einigen Punkten bestätigt, aber in keinem entscheidend verändert wurde. – Eine kurze, von Biagio Santorelli verfasste Skizze der an Sussman anschließenden Diskussion „Bibliographical updates to Sussman’s „The Lost *Histories* of the Elder Seneca“ (1972–2019)“ ergänzt den ersten Teil der Beiträge.

Im zweiten Teil werden neue Perspektiven auf Senecas Stellung im Rahmen der frühkaiserzeitlichen römischen Geschichtsschreibung eröffnet. – Trotz der äußerst fragmentarischen Überlieferung vermittelt Stephen P. O a k l e y ein differenziertes Bild von „Point and periodicity: the style of Velleius Paterculus and other Latin historians writing in the early Principate“. Er analysiert die einzelnen Texte bzw. Fragmente unter einer Reihe von Gesichtspunkten wie poetischen und archaischen Elementen, rhetorischen Zügen sowie dem Einfluss von Sallust und Livius. In der Mithridates-Rede bei Pompeius Trogus findet er Parallelen zum Mithridates-Brief Sallusts, aber auch Anklänge an Livius. Das hoch stilisierte Fragment über Ciceros Tod von Cremutius Cordus enthält Cicero-Reminiszenzen. Bei anderen wie Aufidius Bassus sind Elemente eines deklamatorischen Stils erkennbar. Im Zentrum von O a k l e y s Analysen steht Velleius, bei dem er eine Mischung aus ciceronischer Eleganz und antithetischer Pointierung im Sinne der zeitgenössischen Rhetorik aufzeigt. Neben der von Velleius selbst hervorgehobenen, stetigen *festinatio* fallen in seinem Bericht über die Zeit des Tiberius panegyrische Elemente auf. Obwohl seine Perioden, Antithesen etc. nicht immer gelungen sind, sieht O a k l e y in Velleius einen durchaus begabten Stilisten. Soweit aus der spärlichen Überlieferung erkennbar, sind die wichtigsten Kennzeichen des Stils aller hier besprochenen Historiker unter Augustus und Tiberius der Einfluss von Sallust einerseits und der Rhetorik (hinsichtlich Prosarhythmus, Pointierung und Periodisierung) andererseits.

Im Rahmen eines kritischen Überblicks über die rezente Quellenforschung zu Tacitus, *ann.* 1–6 behandelt Olivier Devillers (Autor von „Tacite et les sources des *Annales*“,

Louvain etc. 2003) „La place de Sénèque le Père parmi les sources possibles des *Annales* 1–6“. Tacitus hat für *Annales* 1–6 eine Vielzahl von Quellen konsultiert und eine davon, am ehesten Aufidius Bassus, als Leitfaden herangezogen, während als Nebenquellen v. a. Servilius Nonianus und die *acta senatus* infrage kommen. Senecas *Historiae* waren für Tacitus zwar kaum eine Leitquelle, sehr wohl aber kann er sie zusätzlich konsultiert haben, v. a. für Augustus und die Anfänge des Tiberius, und hier mit einem Schwerpunkt auf Fragen der politischen Stabilität. Im Anhang gibt Devillers einen Überblick über Stellen in *Annales* 1–6, an denen Tacitus die *acta senatus* und andere Nebenquellen benützt haben könnte.

Arturo De Vivo hält in seinen Ausführungen zu „Seneca padre, Tacito e Germanico“ zunächst fest, dass sich wohl alle Fragmente von *P.Herc.* 1067 auf die Regierung des Tiberius beziehen, Seneca Zeitgeschichte geschrieben hat und wahrscheinlich auch von Tacitus benützt wurde. Die Namen von Germanicus und Drusus scheinen in den Fragmenten nicht auf, aber De Vivo glaubt Spuren des Prozesses gegen Piso zu erkennen. Aus mehreren Stellen in den *Controversiae* und *Suasoriae* schließt er, dass Seneca Germanicus' aggressives, von der Linie des Tiberius abweichendes Vorgehen in Germanien missbilligt und diese Ansicht wohl auch in den *Historiae* vertreten hat. Dagegen scheint er ein positives Bild von Drusus gehabt zu haben und könnte auch die Quelle von *ann.* 4, 7 sein, wo Tacitus die Wende in der Regierung des Tiberius nicht mit dem Tod des Germanicus, sondern erst mit dem des Drusus ansetzt.

Die Bedeutung des Älteren Seneca für die Entwicklung eines Kanons römischer Tyrannen untersucht Antonio Pistellato „Seneca Padre e il ‘canone dei tiranni’ romani: una questione di famiglia?“. Seit Cicero ist die Entstehung eines typisch römischen Tyrannenbildes zu beobachten, in dessen Hintergrund Alexander steht und als dessen Prototyp meist Sulla, gelegentlich auch Caesar gesehen wird. In diesem Prozess spielt der Ältere Seneca eine wichtige Rolle, da er – in Einklang mit seinem Alexander-feindlichen Geschichtsbild – in den *Suasoriae* und *Controversiae* die charakteristischen Züge von Tyrannen als Zerstörern republikanischer Freiheit herausarbeitet. Damit inspirierte er die Reflexionen seines Sohnes über Tyrannei (vor allem in den *Epistulae morales*) und ebenso das Tyrannenschema Lukans. Vielleicht ist es kein Zufall, dass Senecas *Historiae* in der Bibliothek der Pisonen lagen, in der auch das anti-augusteische *Carmen de bello Actiaco* zu finden war.

Der Beitrag von Chiara Torre „Seneca vs Seneca: generazioni e stili a confronto tra oratoria, filosofia e storiografia“ fokussiert auf den 100. Brief des Philosophen, in dem dieser Lucilius' Kritik an der *mollis compositio* des (Redners und) Philosophen Papirius Fabianus entgegen. Mit dessen Stil hatte sich schon der Ältere Seneca im Vorwort zum 2. Buch der *Controversiae* auseinandergesetzt, und der Sohn entwickelt dessen Gedanken weiter. Wie der Vater festgehalten hatte, dass für die (von ihm höher eingeschätzte) Geschichtsschreibung nicht dieselben Regeln gelten wie für die Rhetorik, so stellt der Sohn (auch mit Rückgriff auf Cicero) die Philosophie über die Rhetorik.

Einen Vergleich von Senecas *Historiae* mit Florus' *Epitom(a)e* unternimmt Chiara Renda „Di *aetas* in *aetas*: considerazioni sulla storiografia di Seneca Padre e Floro“. Beide Autoren veranschaulichen die Geschichte des römischen Volkes mit einem Lebensaltervergleich, und beide sehen im Beginn der innenpolitischen Auseinandersetzungen einen Wendepunkt. Während jedoch bei Florus mit den Gracchen die *ferrei anni* der *iuventus* einsetzen, beginnt bei Seneca hier bereits die *senectus* Roms. Für Renda liegt es nahe, dass 133 v. Chr. auch der Anfang seiner *Historiae* war. Den Übergang von der Republik zum Prinzipat und die Zeit des Augustus sehen die beiden Historiker sehr verschieden, wie nicht nur die Divergen-

zen im Lebensaltervergleich, sondern auch weitere Stellen im Werk des Florus zeigen. Während Rom bei Seneca mit dem Beginn des Prinzipats in eine *altera infantia* verfällt, hat es nach Florus hier die *maturitas* seiner *iuventus* erreicht. Mit dieser, die Sicht seines Vorgängers ins Gegenteil verkehrenden Darstellung lässt Florus die in seiner Gegenwart erreichte Akzeptanz des Prinzipats in sein Geschichtsbild einfließen.

Die Quellen und Arbeitsweisen zweier griechischer Historiker sind der Ausgangspunkt der methodisch besonders vorsichtigen Ausführungen von John W. Rich, „Appian, Cassius Dio and Seneca the Elder“. Nach Rich arbeitete Dio auf der Basis von Notizen aus mehreren Quellen, zu denen Seneca (am ehesten für Informationen über die Politik am Kaiserhof) gehört haben könnte, was sich aber nicht konkret nachweisen lässt. Appian und Florus sehen den Verlauf der römischen Geschichte in ähnlichen Perioden und haben auch sonst viel gemeinsam, doch bleibt unklar, wer von beiden den anderen beeinflusst hat. Senecas *Historiae* kommen als eine der Quellen von Appian (*Emphyilia*) und Florus (für den Lebensaltervergleich) infrage, aber auch das ist nicht sicher nachweisbar. Im Gegensatz zu der vorherrschenden Meinung hat Rich Zweifel, ob mit dem von Sueton und Laktanz zitierten Seneca wirklich der Vater gemeint ist. In *De vita patris* vermutet er (wie schon Susman) die Praefatio zur Edition der *Historiae*, für deren Beginn er das Jahr 49 v. Chr. annimmt. Das Werk hatte wahrscheinlich eine annalistische, mit Sallusts *Historiae* vergleichbare Struktur und unterschied sich darin klar von Appian und Florus.

Auf die einzelnen Beiträge folgt zunächst eine „Appendix – Testimonia and Fragmenta from Seneca the Elder’s *Historiae*“, bestehend aus der *vita patris*, Suet. *Tib.* 73, 2 und Lact. *inst.* 7, 15, 14–16 (corr.: *infantiam*) sowie einem Nachdruck der *editio princeps* von *P.Herc.* 1067 (Piano 2017). Eine Liste sämtlicher „Bibliographical References“ und ein von Mariafrancesca Cazzoli zusammengestellter „Index of Passages“, der auch *P.Herc.* 1067 präzise erfasst, vervollständigen das Buch. Druckfehler und Flüchtigkeiten sind eher selten (z. B. 19 ‚the death of Drusus and the *clades Variana* in 9BC‘ statt ‚[...] in 9BC and [...] in 9AD‘, 199 unten ein Chaos von Namen, 355 ‚*P.Herc.* 817‘ statt ‚1067‘).

Wie die inhaltlich und methodisch breit gestreuten Beiträge in beiden Teilen des Buches zeigen, hatte die papyrologische Sensation der „Wiederentdeckung“ von Senecas *Historiae* in *P.Herc.* 1067 ein gesteigertes Interesse für die Geschichtsschreibung der frühen römischen Kaiserzeit zur Folge, das neue Perspektiven und vertiefte Detailerkenntnisse mit sich brachte. Demgegenüber erlaubt der äußerst fragmentarische Zustand des Papyrus für den Text und die Geschichte von Senecas *Historiae* nur die Feststellung, dass vor dem Vesuvausbruch ein Exemplar des Werks in der Villa Pompeiana lag und dass darin (zum Teil näher bestimmbare) Ereignisse der augusteischen und tiberianischen Zeit behandelt wurden. Darüber hinaus gehende Erkenntnisse zu den *Historiae*, die in diesem Buch vorgelegt werden, sind zu einem großen Teil durch eine intensive Auswertung von Senecas *Suasoriae* und *Controversiae*, daneben auch aus Vergleichen mit weiterer Literatur wie den *Dialogi* des Philosophen Seneca gewonnen. Durch eine gründliche Analyse dieser Texte lassen sich politische und historische Standpunkte Senecas erschließen, von denen anzunehmen ist, dass er sie auch in den *Historiae* vertreten hat. In konsequenter Erweiterung des Blickfelds bringt der zweite, thematisch breit angelegte Teil des Buches vertiefte Erkenntnisse über Autoren aus dem historiographischen Umfeld Senecas und die mögliche, oft auch wahrscheinliche Bedeutung, die er (materiell und ideell) für andere Vertreter der Gattung gehabt haben könnte. Wenn die Herausgeberin am Ende ihrer Einleitung verkündet „A new chapter of the history of early imperial

historiography and Latin literature has emerged“, so möchte man nach der Lektüre des Buches eher formulieren „A minor chapter [...] has attracted new attention“.

Franz Römer

Agostino, *La Provvidenza. Testo, traduzione e commento* a cura di Elisa Dal Chiele. Bologna: Pàtron Editore 2020. (Testi e manuali per l'insegnamento universitario del Latino. 150.) 294 S. ISBN 978-88-555-3481-9

Das vorliegende Buch, Band 150 der Reihe „Testi e manuali per l'insegnamento universitario del Latino“, bietet die erste Monographie zu *De providentia* (= Sermo Dolbeau 29), einem neu entdeckten Text des Augustinus.

Inhalt des Werks ist die Erörterung der alten popularphilosophischen Fragen „Warum leiden die Guten, während es den Schlechten gut ergeht?“ und „Lenkt wirklich eine göttliche Macht die Welt und den Menschen?“ Obwohl das Thema der Vorsehung in vielen Texten Augustinus vorkommt, ist dies die einzige Schrift Augustinus und der lateinischen Patristik, die sich ausschließlich damit beschäftigt. Augustinus wendet sich mit seinen Ausführungen vorwiegend an Christen, die im Glauben nicht gefestigt sind und an der göttlichen Ordnung zweifeln. Deren Gedanken antizipiert er und legt sie einem *Oblocutor* (oder mehreren) in den Mund, um seinen Zuhörern durch die Widerlegungen ein Arsenal an Gegenargumenten an die Hand zu geben. Obwohl das Thema von zeitloser Gültigkeit ist, geriet das Werk in Vergessenheit und war jahrhundertlang verschollen. Erst die Entdeckung eines vollständigen Textzeugen durch François Dolbeau (Mantova, Biblioteca Comunale 213 [B. III. 9], s. XI/XII, ff. 99r–103r) und die *editio princeps* (REAug 41/2 [1995], 281–288) machten den Text wieder zugänglich. Bis dahin waren nur ein *Testimonium* Augustinus, der von einer Schrift dieses Titels spricht (*epist.* 231, 7), sowie zwei Exzerpte aus dem *Florilegium* des Eugippius (jetzt §§8 und 10) bekannt; dazu kommen noch zwei Zeilen aus §10, die in einem bayerischen *Florileg* erhalten sind (München, Clm 16057, f. 52r).

Auf etwa 40 Seiten Einleitung bietet die Verfasserin die wesentlichen Informationen über das Werk und diskutiert die Probleme, die es aufwirft. Besonders hervorzuheben sind einige neue Erkenntnisse und Thesen: Gestützt auf Forschungsergebnisse von Hombert, schlägt sie eine spätere Datierung als Dolbeau vor, der sich für eine Zeitspanne zwischen 405 und 415 ausgesprochen hatte: Die Verwendung von Begriffen, die Augustinus häufig in antipelagianischen Werken verwendet (*natura vitiosa*, *altum consilium*), macht eine (nicht konkretisierte) Spätdatierung plausibel. Darüber hinaus plädiert Dal Chiele wegen inkohärenter Argumentation des *Oblocutors* und eines abrupten Gedankensprungs für eine Lücke zwischen §8 und §9, deren Ursprung sie auf zweierlei Arten zu erklären versucht: Entweder handle es sich beim vorliegenden Text um eine Kurzfassung jenes mit *De providentia* betitelten Werks, das Augustinus in *epist.* 231, 7 erwähnt, oder um ein Patchwork, das aus Textabschnitten verschiedener augustinuscher Quellentexte zusammengesetzt sei. Dem ist jedoch entgegenzuhalten, dass die Brüche und Widersprüche nicht so stark sind, dass man an der literarischen Einheit des Texts zweifeln müsste; und die Vermutung, es handle sich um ein Patchwork, ist dadurch zu entkräften, dass kein einziger Satz als aus einem anderen Augustinuswerk stammend nachgewiesen werden kann. In der Frage der literarischen Gattung und der Homogenität der Schrift dürfte also das letzte Wort noch nicht gesprochen sein.

Der kritisch edierte Text unterscheidet sich in 13 Punkten von Dolbeaus *editio princeps*; die (meist nur geringfügigen) Textänderungen (z. B. Interpunktion, Wortumstellungen...)

sind mit guten Argumenten im Kommentarteil diskutiert. Zwei Kleinigkeiten zur Textkonstitution: Eine zwingende Interpunktionsänderung ist in 6, 109–111 vorzunehmen. Bei der Beschreibung der providentiellen Anordnung der inneren Organe folgt die Verfasserin der sinnstörenden Interpunktion der *editio princeps*: *Nam quoniam cognita quidem miratur intellectus, sed nudata horret aspectus, et utilitati ut essent et dignitati, prospectum est ut laterent* („perché fossero sia funzionali che belli, si provvide a che restassero nascosti“). Hier ist mit Sicherheit so zu interpungieren: *et utilitati, ut essent, et dignitati prospectum est, ut laterent* („es wurde sowohl für den Nutzen gesorgt, dass es sie [scil. die inneren Organe] gibt, als auch für die Würde/Schönheit, dass sie verborgen sind“). In 6, 96 ist bei der Aufzählung (*oculi, aures, iugalia, scapulae, manus, latera, pedes*) wohl anstelle des überlieferten *iugali* nicht *iugalia* („Jochbeine“), sondern *iuguli* („Schlüsselbeine“) zu konjizieren.

Neben der gut lesbaren italienischen Übersetzung trägt vor allem der umfangreiche und detaillierte Kommentar zum Verständnis des Texts bei. Wie schon in ihrer Dissertation an der Universität Bologna („Ricerche sul lessico della provvidenza in Agostino“) liegt der Schwerpunkt auf der Geschichte des philosophischen Vokabulars; dessen Verwendung und Entwicklung wird vor allem mit Stellen aus Cicero, Seneca und Augustinus parallelisiert. Durch den ausgezeichneten Kommentar ist es Dal Chiele gelungen, der Forschung dieses wieder entdeckte Augustinuswerk besser zugänglich zu machen.

Clemens Weidmann

Michael Stolberg, Gelehrte Medizin und ärztlicher Alltag in der Renaissance. Berlin-Boston: Walter de Gruyter. Oldenbourg 2021. VIII + 580 S. ill. ISBN 978-3-11-070732-8. e-ISBN (PDF) 978-3-11-070738-0. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-070740-3

Der Medizinhistoriker Michael Stolberg erläutert in seiner „Einleitung“, dass der aus Česka Lipa (Leipa) stammende Arzt Georg Handsch (1529–1578), der auf dem Höhepunkt seiner Karriere Leibarzt von Erzherzog Ferdinand II. in Innsbruck war, eine ideale Person ist, um die Realitäten der Medizingeschichte im 16. Jh. zu beleuchten. Wenngleich Handsch selbst keinen hohen Bekanntheitsgrad haben mag, ist er zum einen in ein gelehrtes Netzwerk eingebunden, das als typisch für seine Zeit bezeichnet werden kann; zum anderen bieten seine umfangreichen Aufzeichnungen und Schriften, die sein habsburgischer Dienstherr seiner Bibliothek eingegliedert hat und die heute in fast dreißig handschriftlichen Bänden (im Umfang von mehr als tausend Seiten) in der Österreichischen Nationalbibliothek aufbewahrt sind, einen einzigartigen Einblick in die praktische Lebensrealität eines zeitgenössischen Arztes. Das dabei entstehende Bild revidiert so manche (verfestigte) Ansicht über Medizin der Frühen Neuzeit (von der Anatomie bis zur Säftelehre). Dankenswert ist, dass Stolberg großzügig Passagen aus den Manuskripten zitiert resp. durch exakte Folioangaben eigene vertiefende Lektüre ermöglicht.

Stolberg gliedert seine monumentale, durchgehend detailreich recherchierte und dabei sehr gut lesbare Fallstudie in drei große Abschnitte („Teil I: Der Eintritt in die Welt der gelehrten Medizin“, „Teil II: Ärztliche Heilkunde“ und „Teil III: Ärzte, Patienten und medikale Laienkultur“) mit zahlreichen Unterkapiteln, die durch eine Vielzahl von Querverweisen miteinander verbunden sind. Im ersten Teil legt der Verfasser in den Abschnitten „Prolog: Der ‚gelehrte‘ Arzt. Zur Geschichte eines Ideals“, „Berufswahl“, „Medizinstudium“ (untergliedert

in „Theoretische Medizin“, „Praktische Medizin“, „Unterricht am Krankenbett“, „Anatomie“, „Pharmazie und Botanik“ und „Chirurgie“), „Gelehrter Habitus“ (unterteilt in „Dichtkunst“, „Humanistische Stammbücher“, „Briefwechsel“, „Historiographie und Ethnographie“, „Loci communes“ und „Gelehrtes Self-fashioning“) die Grundlagen von der universitären Ausbildung (inkl. Privatvorlesungen) bis zu außenwirksamen Nebenbeschäftigungen wie literarischer Tätigkeit aber auch *networking*. (Die *loci communes*-Sammlungen bestanden im Wesentlichen aus erweiterbaren Exzerpten zu verschiedensten Themen, wobei zu manchen Krankheitsbildern – abhängig von der Quellenlage – kaum etwas oder gar nichts vermerkt ist; die Selbstbildsteuerung zielt auf gelehrte Gleichberechtigung mit Vertretern anderer Wissenschaftsdisziplinen.) Der Weg zum angesehenen (und wohlbestallten) Arzt wird als steinig beschrieben; dazu kommen abwertende Sichtweisen wie etwa die von Agrippa von Nettesheim (29): „Nur ‚wegen des schändlichen Gewinstes‘ gingen die Ärzte ‚um des Kranken Seichscherbel und Kackhäuser‘ herum.“ Aus einem – für die Situation vieler symptomatischen – Brief des Medizinstudenten Johann Georg Gockel wird die verbreitete finanzielle Not greifbar (32): „Gockels Mutter schickte ihrem Sohn auf dessen Bitten allerdings nur eine Kleinigkeit, verbunden mit ernsthaften Ermahnungen, er solle es nicht ‚verfressen‘ und sich nicht in schlechte Gesellschaft begeben. Wenn er sich als ein ähnlich übler Geselle erweisen sollte, wie sein Vetter, den sie vor kurzem gesehen habe, dann wolle sie ihn treten, dass ihm der Dreck aus dem Maul herauskomme.“ Breiten Raum widmet Stolberg der Anziehungskraft der Universitäten Padua, Bologna und Montpellier aufgrund der hohen Qualität des dort angebotenen praktischen Unterrichts und natürlich der dort wirkenden akademischen Lehrer. Wegweisend ist Stolbergs Befund, dass körperliche (Tast)untersuchungen, Autopsien und Chirurgie zumindest in Italien und Frankreich bedeutend weiter verbreitet waren als bisher angenommen. Dazu hält der Oettinger Arzt Johann Konrad Zinn fest (92): „Und die Chirurgie sei nicht nur ein wesentlicher Teil der Medizin. Sie habe sogar den Vorrang vor den anderen Teilen, denn bei den inneren Krankheiten müsse der Arzt der Natur dienen, bei chirurgischen Eingriffen dagegen sei er ihr ebenbürtig, ja manchmal überlegen.“ Wissen über Heilpflanzen erwarb man mit Vorliebe in botanischen Gärten, da Holzschnitte in Kräuterbüchern nur bedingtes Wissen vermitteln konnten. Herbarien nahmen eine Mittelstellung ein (82): „Auch wie man Pflanzen pressen und trocknen und die getrockneten Pflanzen anschließend in einem Buch sammeln konnte, lernte Handsch in frühen Jahren. Er hatte das bei einem gewissen Ladislaus gesehen. Das war vermutlich ein Kommilitone, der ihm auch diverse Pflanzen im botanischen Garten zeigte. So wusste er, dass man nicht einfach frische Pflanzen in ein solches Buch bringen durfte, ohne sie vorher zu pressen und zu trocknen. Sie faulten. Die Herstellung solcher Herbare war eine vergleichsweise neue Technik.“

Waren diese Grundlagen gelegt, konnte verstärkt der Weg „Von der Theorie zur Praxis“ eingeschlagen werden. Diesem Themenkomplex widmet sich Stolberg im zweiten Teil seiner Arbeit – so profund, dass es kaum einen Bereich gibt, der ausgelassen wird. Im Abschnitt „Krankheitslehre“ (fußend auf *observationes* und *consilia*) geht es um „Krankheitsstoffe“, um „Flüsse und Verstopfungen“, um „Widernatürliche Hitze“, „Ansteckung“ (*contagium*) und (nochmals) „Verstopfungen“. Am Ende steht „Der Mythos vom Säfteungleichgewicht“, denn in der Praxis ging es um Ausscheidung krankhafter Materie, nicht um Gleichgewicht von Blut, Schleim, gelber und schwarzer Galle. Wie wichtig (und wenig akzeptiert) komparative Methoden bei Infektionskrankheiten und Seuchen waren, thematisiert Handsch anlässlich einer Pestepidemie (143): „Handsch beklagte allerdings, dass in der Bevölkerung Zweifel an der Kontagiosität der Pest verbreitet seien. Dabei, so konstatierte Handsch ver-

ständnislos, sonderten sie ihre Rinder und Schafe durchaus ab, wenn sie eine ansteckende Krankheit vermuteten. Warum verneinten diese ‚groben Leute‘ und ‚Tölpel‘ also ein *contagium* beim Menschen? [...] Die Leute verwiesen [...] auf den Willen Gottes, der manche mit der Krankheit heimsuche und andere nicht: ‚Es ist nichts, das die Pestilentz von eynem auf den andern komme, Got der Herr der verlest es, auf wen er will.‘“

Das Kapitel „Äußere Krankheitsursachen“ thematisiert „Umwelt und Lebensweise“ und „Mond, Sterne und Jahreszeiten“ – v. a. die sogenannten Nativitäten, aber auch für bestimmte Therapien (un)günstige Mondphasen und jahreszeitliche Einflüsse (151): Der damals weithin anerkannten Lehre von den sogenannten sechs ‚nicht-natürlichen Dingen‘ oder *res non naturales* zufolge waren es konkret sechs mit den individuellen Lebensumständen verknüpfte Faktoren, in denen die Ärzte die Auslöser oder ‚ersten Ursachen‘ von Krankheiten sahen: Luft und Wohnort, Essen und Trinken, Schlaf und Ruhe, Anstrengung und Muße, die Seelenaffekte und die Ausscheidungen.“ Der Anamnese kommt in der „Diagnostik“ große Bedeutung zu: Neben dem „Gespräch“ stehen „Harnschau“, „Stuhlschau“, „Auswurf und andere Ausscheidungen“, „Blutschau“, „Pulsdiagnose“ und „Körperliche Untersuchung“ (wozu auch das Befühlen der Zunge, nicht nur deren Beschau gehörte) im Zentrum. Der Übergang zur „Therapeutische[n] Praxis“ ist fließend; geht es dabei doch um „Reinigende und entleerende Mittel“, um schmerz- und angstbehaftete Methoden wie „Aderlass und Schröpfen“ (mit drastischer Schilderung des Schlagens der Ader mit einer Aderlassfliete 198, Ohnmacht vorbeugenden Mitteln 199 und der Unterscheidung von blutigem und unblutigem Schröpfen 200–201), um „Schwitzen“, um „Heilbäder und Heilwasser“, ausführlich auch um „Diätetik: Essen, Lebensweise, Emotionen und Sexualität“, wobei Zwieback damals wie heute als verträglich und bekömmlich galt, und schließlich um „Chirurgie“, für die Georg Handsch nicht nur aufgrund seiner Ausbildung in Italien (220) „besonders aufgeschlossen“ war, sondern auch bereitwillig gemäß dem Prinzip des *lifelong learning* von (216) „handwerklich gebildeten Barbieren“ lernte.

Von besonderem Interesse ist das Kapitel „Krankheitsbilder“ mit den Themen „Fieber“ (in Verbindung mit der Harnschau), „Schwindsucht“ (oft gleichzusetzen mit Tuberkulose, aber auch mit einer sogenannten Staublunge), „Gicht und Podagra“ (auch Fieberkrämpfe von Babys wurden als ‚Gicht‘ bezeichnet), „Steinleiden“ (erstaunlicherweise schon bei Kindern und Jugendlichen), „Krebs“ (den man zu Lebzeiten hauptsächlich bei Mammakarzinomen unter der Haut ertasten konnte und bei vielen anderen Varianten erst im Zug von Autopsien sah), „Wassersucht“, „Fallsucht“, „Apoplexie und Paralyse“ (wobei Apoplexie nicht automatisch mit einem Schlaganfall gleichgesetzt werden soll), „Melancholie und Wahnsinn“ (dabei ist Melancholie weniger Depression als Wahnvorstellung, z. B. der Glaube, ein Werwolf zu sein; zur Illustration werden zahlreiche Fallgeschichten referiert), „Franzosenkrankheit“ (keineswegs zu verwechseln mit Syphilis, oft gleichzusetzen mit Gonorrhoe, therapiert mit Quecksilber oder Guayak und durchwegs auf die Frauen geschoben, wenn es z. B. 291–292 in einem Befund heißt: „Yr habt von unlustigen Weybern was erholet“) und „Zahnschmerzen“, gegen die Mittel aus der sogenannten ‚Drecksapotheke‘ ebenso eingesetzt wurden wie Alkohol, Knoblauch, Plomben oder Extraktion durch (307–308) „ortsansässige Barbieri oder fahrende ‚Zahnbrecher‘, die von Jahrmarkt zu Jahrmarkt zogen und lautstark ihre Dienste anboten. ‚Schreien gleich wie die Tzanbrecher‘ notierte sich Handsch unter dem Stichwort ‚Clamare‘. Seine Formulierung lässt offen, ob die Zahnbrecher womöglich auch im Moment des Zahnziehens laut riefen oder schrien, um die Schmerzensschreie ihrer Patienten zu übertönen.“ Abenteuerlich ist ein Volksheilmittel gegen Epilepsie, demgegenüber sich Handsch skeptisch

zeigt, es aber trotzdem notiert (274): „Nach volkstümlicher Meinung („vulgi opinione“), so Handsch, würden Epileptiker geheilt, wenn sie aus der Hand eines Scharfrichters das Blut eines frisch Geköpften tranken; seine Stiefmutter habe ihm allerdings von einem erzählt, bei dem das nichts geholfen habe.“ Neuland betritt *Stolberg* mit dem kurzen, aber aussagekräftigen Abschnitt zur „Kinderheilkunde“, da entschieden mehr (Klein)kinder behandelt wurden als angenommen, was er aus Praxisjournalen (durchaus auch statistisch) belegen kann. Wichtig dabei sind angepasste Dosierungen an den kindlichen Organismus (und besserer Geschmack der Medizin) und wirksame Mittel gegen häufige Beschwerden wie Bauchschmerzen, Husten und Endoparasiten, bedrückend ist die Mortalitätsrate trotz aller Bemühungen, aber auch die Gabe von Schlafmitteln für ‚Schreikinder‘, vergleichbar den im niederösterreichischen Waldviertel bis vor wenigen Jahrzehnten verbreiteten ‚Mohnzutzeln‘ (im Weinviertel ‚Weinzutzeln‘), die Babys zwar ruhig machten, in vielen Fällen aber schwere kognitive Beeinträchtigungen nach sich zogen. Ausführlich ist der Abschnitt zur „Frauenheilkunde“ mit den Unterabschnitten „Gestörte Monatsblutung“, „Gebärmuttererstickung“ (damals als Hysterie gedeutet, heute als psychosomatisches Phänomen eingestuft), „Schwangerschaft“ (Verhütung ist kaum ein Thema, Abtreibung gar nicht, vielmehr der richtige Zeitpunkt des Abstillens, allerdings weniger als [ohnehin unzuverlässige] Verhütungsmethode denn als Unterbindung des Nahrungszugs für das ungeborene Kind) und „Geburt und Wochenbett“ (mit modernen Methoden wie Unterwassergeburt und Sicherstellung des kompletten Abgangs der Plazenta und Behandlung von Milchstau). Eine regelmäßige *Mensis* galt zur Reinigung des Körpers als unabdingbar, was insbesondere Frauen im Klimakterium Sorgen bereitete.

Im Kapitel „Erfahrungswissen: Der Aufstieg der Empirie“ laufen die Fäden zusammen. Der Eröffnungsabschnitt „Empirica, Experimenta und Geheimmittel“ (mit einem Schwerpunkt auf Rezepturen, aber auch auf Wirkung einzelner [Rein]substanzen, die bei Erfolg auch zu erheblichem finanziellem Gewinn und persönlichem Renommee führen konnten) bereitet auf „Paracelsismus und chymische Arzneimittel“ vor. Bemerkenswert ist der Nachweis, dass die Trennlinien zwischen Galenisten und Paracelsisten fließend waren, dass die oft als unvereinbar geltenden Positionen im Einzelfall (und davon gab es viele, die *Stolberg* auch belegen kann) nach einem gleichsam eklektizistischen Verfahren recht konkret ‚das Beste aus beiden Welten‘ vereinten. Im Unterkapitel „Experimentelle Arzneiprüfungen“ schildert er harmlose Versuche mit einer Placebo-Kontrollgruppe, aber auch letale Experimente an zum Tode Verurteilten (mit der Option auf Begnadigung im Fall des Überlebens 371–375). „Fallgeschichten: Beobachtung und Krankenbett“ beleuchtet den (375) „Aufstieg der Kasuistik“. Tausende Einträge in Handschs Manuskripten spiegeln die (378) „klinische, patientennahe Ausbildung[,] die spätestens seit den 1530er Jahren an den oberitalienischen Universitäten Einzug hielt und Generationen von zukünftigen Ärzten auch von nördlich der Alpen prägen sollte.“ Als wesentliche Ergänzung fungierte „Selbst-Beobachtung: Der Körper des Arztes als Erkenntnisquelle“ (379): „Die Beobachtung des eigenen Körpers diente ihm dazu, zu verallgemeinernden Schlussfolgerungen zu gelangen.“ Viele Ärzte taten es ihm gleich und zeigten damit die (381) „Rolle der eigenen Körperwahrnehmung“. Um Lernen an Toten für die Lebenden geht es im nächsten Kapitel, „Autopsien“, das einen erstaunlichen Befund bereithält, wenn man die Bedeutung von Sektionen für Handsch in Betracht zieht (386): „Handsch selbst scheint keine Leichen geöffnet zu haben, doch vor allem in seiner Zeit am Ambraser Hof erlebte er wiederholt in seinem unmittelbaren Umfeld, wie verstorbene Patienten seziert wurden.“ Obduktionen konnten vermutete Befunde bestätigen oder widerlegen; für beides bringt Michael *Stolberg* 386–387 aussagekräftige Beispiele. Auch der komparative Aspekt

kommt hier wieder ins Spiel, wurden doch Beobachtungen an Schlachttieren auf die Organbeschaffenheit und -erkrankung von Menschen umgelegt (389–390). Die beiden abschließenden, sehr kurzen Unterkapitel „Faktizität“ und „Die Medizin und die ‚wissenschaftliche Revolution‘ des 17. Jahrhunderts“ bieten einen Ausblick auf die weitere Entwicklung und knüpfen an die Sammlungen von *loci communes* an (391–392): „Beobachtungen in Form von *loci communes* hatte[n] erhebliche epistemische Effekte. Sie lassen sich mit den Begriffen ‚Pluralisierung‘, ‚Kategorisierung‘ und ‚Dekontextualisierung‘ beschreiben. [...] Charakteristische Merkmale der Einträge war deren Kürze und Dekontextualisierung. Textpassagen und empirische Beobachtungen wurden aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang gerissen und nach dem Ermessen des Verfassers einzelnen Schlagwörtern zugeordnet.“ So entstanden immer wieder verwendbare „Erkenntnischnipsel“ mit „Schlüsselrolle“.

Der dritte und letzte Teil fokussiert auf die veränderte (397) „Bedeutung der ärztlichen Medizin im Alltag der Menschen“ und die Schwierigkeiten junger Ärzte, neben erfahrenen Kollegen Fuß zu fassen und damit das Vermögen zu erwerben, das viele Menschen (und damit potentielle Kund*innen) mit der medizinischen Qualität verbanden (400–401): „In seiner Armut sah er wiederum eine Ursache für die geringe Wertschätzung und Autorität, die ihm zuteil würden. Ein Arzt von nur mittelmäßiger Gelehrsamkeit, der sich aber mit Glanz umgebe, werde leichter beliebt als ein wirklich gelehrter, der in bescheidenen Verhältnissen lebe. So verderbt sei die jetzige Zeit nämlich, dass sie das Innere am Äußerlichen messe. Ärztliche Armut mag tatsächlich Zweifel geweckt haben. Wer gute Heilerfolge erzielte, von dem durfte man aber erwarten, dass er auch einen gewissen, äußerlich sichtbaren Wohlstand erlangte. Wer arm blieb, legte also das Gegenteil nahe.“ Das Kapitel „Stadtärzte“ zeigt positive und negative Aspekte, vom (408) „Basiseinkommen“ bis zur „Residenzpflicht“, jedenfalls aber eine „Monopolstellung“ und eine Art Sprungbrettfunktion – etwa als Vorstufe zu den „Leibärzten[n]“, womit nicht (410) „der Gegenbegriff zu Wundarzt“ gemeint ist, sondern die Stellung bei Hof, oft verbunden mit einem literarischen Auftrag (nicht selten mit naturwissenschaftlich-medizinischem Schwerpunkt). In Georg Handschs Fall war das eine *Historia animalium* mit stark lokalem Bezug und Konzentration (422) „auf die natürlichen Ressourcen im Herrschaftsgebiet seines Fürsten.“

Der Rest des Buches behandelt den „Praxisalltag“, stellt die „Ärztliche Klientel“ vor, schildert „Praxisabläufe“ und den Sonderfall der „Briefpraxis“, (428–429) „nämlich die briefliche Ratsuche“, die sich (430) „zu einer wichtigen Einkommensquelle“ entwickelte. Das Kapitel „Arzt-Patienten-Beziehung“ ist eine logische Fortsetzung. Wenn es um „Interaktionen“ geht, fällt im Fall von Handsch (434) „merkliche Distanz“ auf. Mitleid und Empfindsamkeit wird man erst im 18. Jh. finden. Auch langjährige Patient*innenkontakte finden sich nur selten. „Gefährdete Autorität“ behandelt abweichende Diagnosen durch verschiedene Ärzte, die für Verunsicherung der Patient*innen sorgte und in engem Zusammenhang mit „Diagnostische[r] und prognostische[r] Unsicherheit“ steht, wovon wieder finanzielle Probleme resultierten, wie das Unterkapitel „Das leidige Geld“ zeigt. Als lästig empfunden wurden „Selbstbewusste Patienten“, da „Bittere Pillen“ nur ungerne genommen wurden und es eine Vielzahl „Fordernde[r] Patienten“ gab mit einem (458) „sehr aktiven Part in der Gestaltung der Behandlung“. „Unerwünschte Wirkungen“ beeinträchtigten das Verhältnis ebenso wie „Schamhaftigkeit“ (v. a. bei Patientinnen) und die Einmischung von „Umstehende[n]“ und Pflegen-de[n]“, während „Unheilbar Kranke und die ‚Cura palliativa‘“ als (474) „große Herausforderung“ galten, da sie den Arzt (475) „zum Nichtstun verurteilt[en]“. Mehr als ‚bemänteln‘, eben palliativ behandeln, konnte er nicht, wenn er nicht riskieren wollte, dass ein*e ohnehin

schon geschwächte*r Patient*in die eigentliche Therapie nicht mehr verkraftete. „Am Sterbebett“ schildert die gemeinsame Begleitung von Sterbenden mit Geistlichen und somit (484) „das Ineinanderfließen von geistlichem und körperlichem Beistand“.

Ganz am Ende stehen „Alternativen zur ärztlichen Behandlung“, beginnend bei der „Selbstbehandlung“ und fortgesetzt durch „Bader und Barbieri“, aber auch durch „Laienheiler“. Bei aller Polemik im erhaltenen Schrifttum zeigt sich wechselseitiges Profitieren vom Wissen der jeweils anderen, wie auch „Gelehrte Ärzte und medikale Laienkultur“ in drei Abschnitten eindrücklich zeigt: „Von Laien lernen“ dokumentiert Handschs Bereitschaft, (502) „heilkundliches Laienwissen“ für sich und seine Patient*innen nutzbar zu machen, insbesondere (505) „spezielle Kenntnisse und Fertigkeiten“, etwa Ölessenzen oder Destillate. Die Frage „Eine gemeinsame Welt?“ – gemeint ist (506) „zwischen der medikalen Laienkultur und der gelehrten ärztlichen Medizin“ – kann also bejaht werden. Auch an der Kraft von Verfluchungen zweifelte man nicht, wie S t o l b e r g in „Hexerei und Magie“ erläutert; zudem glaubte man an den Placebo-Effekt, insbesondere beim Einsatz von Amuletten bei Menschen, die fest daran glaubten.

Auf wenigen Seiten fasst Michael S t o l b e r g zum „Schluss“ seine Erkenntnisse konzip zusammen und räumt mit Fehlurteilen auf (523): „Neben viel Fremdem und Befremdlichem hat dieses Buch andererseits auch Phänomene und Entwicklungen in der gelehrten Medizin nachgezeichnet, die dem Renaissancezeitalter im historischen Rückblick einen wichtigen Platz in der Entstehung der modernen Medizin zuweisen. Das verbreitete Bild von der gelehrten Renaissancemedizin als einer verstaubten Buchwissenschaft, die sich durch blinde Autoritätshörigkeit auszeichnete, erwies sich als Karikatur.“ Besondere Bedeutung kommt der Empirie zu, wobei die Ärzte – wider besseres Wissen – auf (überholte, aber beliebte) Bedürfnisse ihrer Patient*innen Rücksicht nehmen mussten (z. B. Aderlass und Purganzen) und auf Konkurrenz durch Bader, Heiler und Laien (525): „Erst im Laufe des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, mit der weitgehenden Monopolisierung der Gesundheitsversorgung durch die Ärzte, dem Aufstieg des Krankenhauses zu einer medizinischen Schlüsselinstitution und einer wachsenden Offenheit breiter Bevölkerungskreise für neue, naturwissenschaftliche Erkenntnisse, konnten die Ärzte auch am Krankenbett zu den althergebrachten Vorstellungen und Praktiken auf Distanz gehen, ohne befürchten zu müssen, damit den Zuspruch der Patienten und letztlich ihre wirtschaftliche Existenz zu gefährden.“ Und doch hielten sich die sogenannte Schulmedizin und alternative Therapien noch lange parallel nebeneinander, zum Teil bis heute. Von einer (526) „Verlustgeschichte“ möchte S t o l b e r g nicht schreiben, betont aber abnehmende „Anschaulichkeit“: „Die gemeinsame, von Ärzten und Laien geteilte medizinische Welt der Renaissance mit ihren leib- und erfahrungsnahen Konzepten ist unwiederbringlich verlorengegangen.“

Der umfangreiche Abschnitt „Quellen und Literatur“ enthält „Bildliche Quellen – Abbildungsverzeichnis“, „Handschriftliche Quellen“, „Gedruckte Literatur“ (u. a. mit einer großen Anzahl einschlägiger Publikationen des Verfassers) und ein „Register“. Diese fünfzig Seiten weisen interessierten Leser*innen den Weg durch Michael S t o l b e r g s wichtiges Buch, das eine medizinische Welt in einer Plastizität wiedererstehen lässt, wie man sie selten gesehen hat, und zudem ungeschminkte Offenheit zwischen Arzt und Patient offenbart, die manchen überraschen wird, etwa wenn sich Georg Handsch notierte, wie man unbelehrbaren Patienten kontern konnte (450): „„Euer Leben sthet ynn eurem Willen, wert yr folgen, so werdet yr gesundt, wo nicht, so faret yr zum alten Hauffen‘ oder: ‚Wirt er nicht folgen, so wirdt man ym folgen hyndenn nach auff den Kirch[h]off.““ Ebenso eindrucksvoll ist die Mündigkeit der da-

maligen Patienten, auf die Handsch auch dementsprechend reagierte, wie zahlreiche deutsche Einträge in seinen sonst lateinischen Aufzeichnungen belegen (450–451): „Sie ließen sich nicht mit lateinischen Fachbegriffen abpeisen, mit denen die Ärzte womöglich ihre Gelehrsamkeit unterstreichen wollten. Sie misstrauten Ärzten, die sie nicht verstanden.“ Unverständlich erscheint die Einstellung nicht weniger Ärzte seiner Zeit, die die Behandlung aussichtslos erscheinender Krankheiten vermieden, da sie dabei nur ‚verlieren‘ konnten. Viele kamen nicht nur ihrer Beistandspflicht nicht nach, sondern legten sich auch zahlreiche für fast alle Fälle passende Antworten zurecht, wenn sie mit ihrem diagnostischen ‚Latein‘ am mehr als nur sprichwörtlichen Ende waren. Über weite Strecken kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass das fragwürdige Prinzip von *trial and error* so manchen Therapieansatz bestimmte und dass man als Patient*in jeden Alters, Geschlechts oder Standes recht robust sein musste, unabhängig davon, ob man eine Krankheit oder eine Behandlung unbeschadet überstehen wollte – auch dann, wenn nach dem zeitgenössischen *state of the art* (und vielleicht sogar nach bestem Wissen und Gewissen) medizinisch betreut wurde.

Michael Stoberg entwirft in seinem lesenswerten Buch ein Panorama diametraler Gegensätze: Wissenschaftlicher Fortschritt und traditionsgebundene Rückwärtsgewandtheit, folgenschwere Fehleinschätzungen und auf Erfahrung und Augenschein beruhende Erfolgsgeschichten, Schul- und Alternativmedizin, Konkurrenz zwischen Ärzten, aber auch Lernen von einander, individuelle Therapien, Empathie für Patient*innen und medizinische Versuche (an Tieren und Menschen), komparative Ansätze und *learning by doing* (inkl. *bedside teaching*) und fragwürdige Ferndiagnosen stehen nebeneinander. Vieles davon kann aus unserer modernen Perspektive endgültig als überwunden gelten, oder vielleicht doch nicht? Nach der (objektiven) Lektüre des dicken Buches (in direktem Vergleich mit eigenen Erfahrungen) fällt die (subjektive) Antwort möglicherweise leichter.

Sonja Schreiner

Oliver Victor - Laura Weiß (Hg.), Europäische Utopien – Utopien Europas. Interdisziplinäre Perspektiven auf geistesgeschichtliche Ideale, Projektionen und Visionen. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2021. 245 S. ill. ISBN 978-3-11-075365-3 (Print). 978-3-11-07569-44 (E-Book)

Die zwölf Beiträge dieses Sammelbandes sind aus Vorträgen hervorgegangen, die bei der interdisziplinären Tagung zu „Europäischen Utopien, geistesgeschichtlichen Projektionen, Visionen und Ideale[n]“ (18.01.–19.01.2019) an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf gehalten wurden. Die einzelnen Beiträge gehen – mehr oder weniger explizit – von einem weit gefassten Utopiebegriff aus, der sich nicht nur auf die literarischen Nachfolger des namensgebenden und gattungskonstituierenden Werkes *Utopia* des britischen Humanisten Thomas Morus stützt, sondern auch Kulturphänomene und gesellschaftliche Entwürfe einbezieht, die entweder Diskurse der europäischen Geistesgeschichte aufgreifen oder geographische und politische Zukunftsvisionen für Europa präsentieren. Die Untersuchungsgegenstände und Textcorpora der chronologisch geordneten Beiträge reichen von der Spätantike bis zur Gegenwart und decken damit ein breites literarisches, philosophisches und kulturgeschichtliches Spektrum ab.

Christoph Kann widmet sich in seinem Artikel dem philosophischen Surrealismus des Augustinus, den er als Erscheinung des Übergangs (*liminal entity*) charakterisiert: Als Meister der antiken Rhetorik, als Kirchenvater und – mutmaßlicher – Wegbereiter der Scholastik

verkörpere der Bischof von Hippo, der erst über die iranisch-gnostische Offenbarungsreligion des synkretistischen Manichäismus zum katholischen Christentum gefunden hat, die Epochenwende von der Spätantike zum Mittelalter. Augustinus war aber nicht nur chronologisch, sondern auch topographisch ein Grenzgänger: Als gebürtiger Nordafrikaner lehrte er vorrangig in Rom und Mailand und fungierte somit als Vermittler zwischen zwei kulturellen Räumen des römischen Imperiums. Seine Relevanz für die Entwicklung wesentlicher kulturhistorischer und theologischer Fundamente Europas ist u. a. darauf zurückzuführen, dass er sowohl dem christlichen Neuplatonismus als auch dem spekulativen Surrealismus, zwei auf den ersten Blick äußerst konträren Traditionen der europäischen Geistesgeschichte, zugeneigt war. In einer vergleichenden Analyse seiner am meisten rezipierten Werke, der *Bekenntnisse* (*Confessiones*) und des *Gottesstaates* (*De civitate Dei*), wird gezeigt, wie sich deren Kernthesen wechselseitig stützen und ergänzen, sodass sich für Rezipient*innen erst durch eine Synopse ein vollständiges Bild von Augustinus' utopischen Vorstellungen ergibt. Beide Werke thematisieren die Frage, auf welchem Weg der Mensch die Glückseligkeit erreichen kann. Dabei wird der individualpsychologisch-autobiographische Fokus der *Confessiones* in *De civitate Dei* von einer universalgeschichtlichen Perspektive abgelöst. Für das Erreichen des Gottesstaates, der als heilsgeschichtlicher Endpunkt dargestellt wird, muss der Mensch seinen Bewusstseinszustand verändern und sich von der irdischen Welt (*civitas terrena*) mitsamt ihren sinnlichen Verlockungen lösen. In den *Confessiones* werden die Rückbesinnung auf die eigene Vergangenheit und die eingehende Selbstreflexion als Wege zur Abkehr von der sinnlich-wahrnehmbaren Wirklichkeit präsentiert. Abschließend wird der Versuch unternommen, durch den Begriff des „Surrealismus“ die utopischen Züge im augustianischen Œuvre auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Die eschatologische Dimension von *De civitate Dei* sei weder dem Realismus noch dem Idealismus zuzuordnen; sie bewege sich vielmehr in einem Zwischenraum, der seine Bewohner dazu anhält, eine „Fluchtbewegung aus der Welt“ in die „Spielräume des Möglichen“ (25) zu unternehmen. In anderen Worten: Erst durch die Erkenntnis, dass das irdische Dasein defizitär ist und auf eine andere, eine bessere Welt vorausdeutet, kann das Individuum eine Entgrenzungserfahrung erleben, die – als christliche Erlösungsprojektion gedeutet – nicht auf der Erde verwirklicht werden kann, sondern auf das Jenseits ausgerichtet ist.

Helmut Brall-Tuchel wirkt in seinem Beitrag der These entgegen, dass das Mittelalter ein „utopiegeschichtliches Vakuum“ (2) sei – eine Sichtweise, die von renommierten Utopieforschern wie Hubertus Schulte-Herbrüggen (1960) und Thomas Schölderle (2017) vertreten wird –, indem er in mehreren mittelalterlichen Reiseberichten „Residuen utopischen Denkens“ (29 und 34) feststellt. Anhand einer Analyse der frühmittelalterlichen *Navigatio Sancti Brendani* und der breiten Rezeption, die der fingierte Brief des Priesterkönigs Johannes erfuhr, etwa im sogenannten *Niederrheinischen Orientbericht*, beleuchtet Brall-Tuchel Symbolhaftigkeit und Dynamik der beschriebenen Zwischenräume und damit assoziierte visionäre Denkmuster. Die Inseln in der Brendan-Legende oder in dem erwähnten Presbyterbrief verdanken ihre utopische Qualität der Beschreibung von wundersamen Erscheinungen (*mirabilia*) wie z. B. exotischen Sitten, angeblich ungeheuren Reichtümern oder fabelhaften Tieren; zudem fungieren sie als Projektionsflächen für die Vorstellung idealer Herrschafts- und Gesellschaftskonzepte, die stets auf einen christlichen Wertehorizont bezogen sind: So waren für die Entstehung der *Navigatio Sancti Brendani* sicherlich das *peregrinatio*-Motiv und die Wanderbewegungen des irischen Mönchtums im Frühmittelalter impulsgebend. Der Brief des Priesterkönigs Johannes ist von eschatologischen Anspielungen

durchsetzt, denn er stellt den namensgebenden Herrscher als einen mythischen Regenten dar, der als Gebieter über ein mächtiges christliches Reich in Ostasien die Intention verfolgt, nach Jerusalem zurückzukehren und die Feinde Jesu zu bezwingen. Dieses weltfremd wirkende Versprechen wurde bis ins 16. Jh. von Poeten (z. B. Wolfram von Eschenbach), von Weltreisenden (z. B. Marco Polo) und von unzähligen Hagiographen breit rezipiert. Brall-Tuchel beschließt seine differenzierte Betrachtung zu mittelalterlichen Alteritätsräumen und -erfahrungen mit der treffenden Bemerkung, dass sich die Reiseliteratur dieser Epoche, bezogen auf ihren utopischen Gehalt, in einem Spannungsfeld befindet: Zum einen wird der Wunsch nach einem verheißungsvollen Ort und einer friedienstiftenden, theokratischen Gesellschaftsordnung deutlich, zum anderen tritt in all den untersuchten Testimonien das Bewusstsein zu Tage, dass der Ausschluss des Menschen aus dem Paradies irremovibel ist, weshalb dieser glückselige Urzustand durch utopische Anstrengungen und die Konstruktion immanenter Zwischenräume bestenfalls spirituell und nur annäherungsweise erreicht werden kann.

Nina Scheibel setzt in ihrem Artikel zu Wolfram von Eschenbachs Roman *Willehalm* die Diskussion über utopisches Gedankengut im Mittelalter fort. Der Text, der zwischen 1210 und 1220 während der gewaltsamen Konflikte zwischen Christen und Sarazenen entstanden ist, thematisiert die Glaubensdifferenzen zwischen den Konfessionen des Orients und Okzidents sowie mögliche Lösungsansätze. Das reformatorische Potential des Romans wird besonders in der sogenannten „Toleranzrede“ der Figur Gyburc greifbar, die mehr auf die verbindenden als auf die trennenden Aspekte der unterschiedlichen religiösen Ausprägungen verweist und diese letztlich auf einen gemeinsamen Wertekanon zurückführt. Vor der Folie des Ist-Zustandes, der von Krieg, Chaos und religiösen Auseinandersetzungen geprägt ist, beschreibt sie in ihrer Rede eine friedliche Koexistenz zwischen Christen und Heiden, basierend auf gelungenem Dialog, wechselseitiger Wertschätzung der Identität des Anderen und deckungsgleichen moralischen sowie politischen Handlungsmotivationen. Bezogen auf das narrative Gesamtkonzept des *Willehalm*-Romans bewertet Scheibel das Plädoyer Gyburcs für Toleranz gegenüber religiöser Diversität und ihre Vision einer interkulturellen Wertegemeinschaft als utopische Antizipation einer Idealgesellschaft, die aber konkreter und realistischer Umsetzungsvorschläge entbehrt.

Volker Slieden beschließt die Trias von Beiträgen zu mittelalterlichen Utopiekonzepten: Ausgehend von einem weit gefassten, ursprünglich sozialpsychologischen Ansatz, den Karl Mannheim (1893–1947) und Ernst Bloch (1885–1977) vertreten haben, begreift der Autor das Utopische als eine anthropologische Grundkonstante: einen auf die Zukunft ausgerichteten Bewusstseinsakt und ein „Träumen nach vorwärts“ (69). Über drei Exkurse zu utopischen Momenten (1) im Artusroman, (2) in der Liebesgeschichte von Tristan und Isolde und (3) bei Alanus ab Insulis, der gegen Ende des 12. Jh. in seinem lateinischen Lehrreposit *Anticlaudianus* das Ideal eines vollkommenen Menschen gleichsam als Reinkarnation von Adam und Eva *ante lapsum* wiederherstellen wollte, gelangt Slieden zum *Passional*, einer Sammlung von mittelhochdeutschen Heiligenlegenden aus dem 13. Jh. Die 110.000 Verse dieses Monumentalwerks entstammen der Feder eines anonymen Dichters und gliedern sich in drei Abschnitte: das Leben Jesu Christi und Marias (Buch 1), die Apostellegenden (Buch 2) und die Viten der nachbiblischen Heiligen (Buch 3). Anhand der Beispiele des Pontius Pilatus und des Judas Iskariot, zwei verdammungswürdigen Figuren, deren Schicksal unmittelbar mit dem Leiden und Sterben Jesu verknüpft ist, wird das sozialkritische Moment der Utopie in den Vordergrund gerückt: Die beiden Charaktere, die durch ihre Gier, ihren Neid, ihre

moralische Skrupellosigkeit und ihre Missachtung christlicher Glaubensgrundsätze Schuld auf sich laden, sind Folien für die Vertreter des adeligen Feudalsystems, an denen im *Passional* scharfe Kritik geübt wird. Im Kontrast dazu verkörpern die Figuren der heiligen Veronika und Katharina, deren Handeln von *caritas* (Nächstenliebe), *agape* (Gottesliebe) und den Verzicht auf weltliche Güter geprägt ist, zwei positive Gegenbeispiele: Beiden Frauen steht ein Platz in der Heilsökonomie zu. In Summe will Sliepen demonstrieren, dass sich das utopische Potential des *Passional* aus dem Zusammenspiel von Sozialkritik, Horrorvision und christlicher Providenz speist; die Heiligenlegenden seien demnach nicht primär eschatologisch zu verstehen, wie man angesichts ihres Inhalts erwarten würde; sie zeichnen sich vielmehr durch zeitgenössische Bezüge und implizite Handlungsanweisungen aus, womit sie zwei Facetten des Idealstaatentwurfs *Utopia* des Thomas Morus (1478–1535) antizipieren.

Dieser Klassiker der Renaissancephilosophie, der auf kanonische Autoren wie z. B. Platon, Cicero, Seneca oder Augustinus rekurriert und das literarische Genre der Utopie begründet hat, steht im Zentrum des Beitrags von Monika Steffens. Um die anhaltende Aktualität der Vision des britischen Humanisten in einen entsprechenden historisch-ethischen Zusammenhang zu stellen, rahmt sie ihre Ausführungen mit einem Verweis auf die Statuten der Europäischen Union, die sich in erster Linie als Wertegemeinschaft begreift und die „Achtung der Menschenwürde, Freiheit, Demokratie, Gleichheit, Rechtsstaatlichkeit und die Wahrung der Menschenrechte“ (Art. 2 EUV, Abl. 2012 C 326/01, S. 17) als sechs ihrer zentralen Parameter benennt. Während sie ein Schlagwort aus dieser Liste aufgreift, konstatiert Steffens, dass sich die *Utopia* durch ein grundlegendes Prinzip, die *aequalitas rerum*, auszeichnet. Dieses meint die soziale, ökonomische und politische Gleichheit aller Bürger*innen. Der fiktive Inselstaat des Thomas Morus zeichnet sich sowohl durch die Abschaffung von materiellem Besitz als auch durch das Fehlen von Standesunterschieden aus. Die Transparenz bei Ämterbesetzungen und anderen politischen Prozessen, die Chancengleichheit in Bildungsfragen sowie die (weitgehende) Gleichberechtigung der Geschlechter muten im Kontext des 16. Jh. revolutionär an. Zudem wird Arbeit bei den Insulanern – anders als in den feudal geprägten Adelskreisen Europas – nicht als Stigma der sozial Benachteiligten, sondern als Notwendigkeit für den Erhalt des *publicum commodum* bewertet. In seiner utopischen Vorstellung entkoppelt Thomas Morus somit die wechselseitige Bedingtheit von Wohlstand und politischer Macht, wobei er im Umkehrschluss das Recht auf politische Partizipation auf die gesamte Bevölkerung ausweitet. Ein Blick auf moderne europäische Demokratien und auf die Grundprämissen der EU zeigt, dass einige Aspekte dieser Vision zwar bereits konstitutionell verankert sind, dass aber das sozio-ökonomische System des Kapitalismus, das der Protagonist Raphael Hythlodæus in der *Utopia* als Triebfeder für die Entwicklung negativer menschlicher Charaktereigenschaften wie Gier (*avaritia*) und Hochmut (*superbia*) identifiziert, nach wie vor Bestand hat, ja geradezu eine globale Hochkonjunktur erlebt. Obwohl einige der Desiderate des gattungsarchegetischen Urtexts eine (partielle) Annäherung erfahren haben, sind andere grundlegende Komponenten bisher Wunschenken – also im wahrsten Sinne des Wortes utopisch – geblieben.

Gut ein Jahrhundert nach der Veröffentlichung der *editio princeps* der *Utopia* (1516) betrat der niederländische Philosoph Baruch de Spinoza (1632–1677) die literarische Bühne und positionierte sich sowohl mit seinem *Tractatus politicus* als auch mit seinem Hauptwerk *Ethica* in Antithese zu seinem britischen Vorgänger, wie Roland Braun in seinem Beitrag ausführt. Spinozas Bestreben war es, den von Aristoteles und Polybios postulierten Kreislauf der Verfassungen, der in der Frühen Neuzeit von Niccolò Machiavelli wieder aufgegriffen

wurde, zu durchbrechen. So verfasste er in seinem *Tractatus politicus* keine klassische, auf Platons Atlantis zurückführbare ‚insulare‘ Utopie, sondern einen Gesellschaftsentwurf ohne konkreten Raumbezug, der sich durch genaue Angaben zu den besten demographischen Proportionen und die Normierung idealtypischer Verhaltensmuster auszeichnet; da dieser Text einer derjenigen ist, die den Übergang von der Raum- zur Zeitutopie sichtbar machen, ist er gegenüber einer ungewissen Zukunft offen. Während der *Tractatus politicus* das Idealmodell eines Kollektivs präsentiert, konzentriert sich die Staatsphilosophie der *Ethica* darauf, den Gefühlshaushalt des Individuums zu optimieren, basierend auf der Annahme, dass die geistige Erkenntnisfähigkeit des Menschen mit seinem körperlichen Affektionsvermögen korreliert. Anders als seine antiken Vorgänger sieht Spinoza davon ab, eine präskriptive Ethik zu formulieren und diese mit staatlichen Institutionen in Beziehung zu setzen, weil er davon ausgeht, dass die Politik ein autonomes, selbstreferentielles System ist. Da Spinoza ein Modell entwerfen wollte, das realistischen Ansprüchen genügen könnte, sollten seine individual- und staatsphilosophischen Ausführungen weniger unter dem Schlagwort „Utopie“, sondern eher unter den Bezeichnungen „Ideal“ oder „Vision“ firmieren.

Von einem noch weiter gefassten Utopiebegriff, der nicht auf literarische Erzeugnisse begrenzt ist, sondern auch Kulturphänomene einschließt, geht Luise Maslow aus, die in ihrem Artikel die Frage aufwirft, ob Gartenanlagen als realisierte Utopien gedeutet werden können. Dass das dichotome Verhältnis von Kultur und Natur neu gedacht und soziale Normen infrage gestellt werden können, zeigt das Beispiel des Felsengartens *Sanspareil*, der von seiner Schöpferin, der Markgräfin und Kunstmäzenin Wilhelmine von Bayreuth (1709–1758), mit deutlichen Bezügen auf François Fénelons Utopie *Les Aventures de Télémaque* gestaltet wurde. Die Handlung des Romans kann bei einem Spaziergang durch den Garten auch heute noch an markanten Schauplätzen wie der „Grotte der Kalpyso“, dem „Ruinentheater“ oder dem sogenannten „Hühnerloch“ nachvollzogen werden, womit die Gartenanlage ein didaktisches Moment erhält. Zudem bietet *Sanspareil* einen (naturbelassenen) Gegenentwurf zu den prunkvollen barocken Lustschlössern des 18. Jh. und der dort residierenden höfischen Gesellschaft. In ihrem Design hing Wilhelmine einem bukolischen Landschaftsideal an, das Assoziationen zu Arkadien oder der Idylle des Goldenen Zeitalters erlaubt. Durch eine derartige Ästhetisierung des Raumes wird ein nostalgischer Blick in die Vergangenheit geworfen und gleichzeitig vor den Gefahren der absolutistischen Herrschaft gewarnt. Maslow argumentiert abschließend, dass die Gartenanlage *Sanspareil* am treffendsten als eine realisierte Utopie – mit Michel Foucault gesprochen: als Heterotopie – beschrieben werden kann, was insofern paradox ist, als die Utopie gemäß den gängigen Definitionen dann aufhört zu existieren, sobald sie in die Wirklichkeit übergegangen ist. Ungeachtet dieses logischen Widerspruchs stellt die Autorin eindrücklich dar, dass die facettenreiche Semantisierung des Gartens *Sanspareil* dazu diente, einen Reflexionsraum zu schaffen, in dem mit sozialen Normen experimentiert werden konnte.

Tim Willmann lotet in seinem Beitrag das utopische Potential einer Schrift aus, die im Zeitalter der Aufklärung (wohl um 1796/97) entstanden ist und erstmals von Franz Rosenzweig 1917 publiziert wurde. Es handelt sich dabei um *Das älteste Systemprogramm des Deutschen Idealismus*, als dessen Verfasser abwechselnd Georg Wilhelm Friedrich Hegel und Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, seltener Friedrich Hölderlin genannt werden. In diesem Traktat werden Fragen über das Verhältnis von Philosophie und Dichtung, ferner über den Gewinn, der sich aus einer Synthese von Vernunft und Mythologie ergeben kann, aufgeworfen. Das *Systemprogramm* bildet insofern die Meinung frühromantischer Dichter und Phi-

losophen ab, als es vor einer scheinbar selbstgenügsamen, rein theoretisch konzipierten Vernunft und ihrer destruktiven Reflexionskraft warnt. Demgegenüber steht eine versinnlichte Art der Vernunft in Form von Dichtung. Diese ist nicht als reines Vehikel, als schmückendes Beiwerk oder als Regress in eine Form vorkritischen Denkens zu sehen, sondern als ein notwendiges Substrat, um Ideen und Vorstellungen ästhetisch-praktisch zu realisieren. Die im *Systemprogramm* dargelegte Form der Vernunft wird von Willmann dahingehend als utopisch bewertet, dass sie an ein universelles Erziehungs- bzw. Bildungskonzept gebunden ist und in dieser Hinsicht eine visionäre gesellschaftspolitische Tragweite besitzt.

Dennis Sölich richtet sein Augenmerk auf die Bezüge zwischen einer philosophischen Lebensführung und dem Konzept des Utopischen. Dabei geht er von Platons Höhlengleichnis als einer der ideengeschichtlich wirkmächtigsten Passagen der *Politeia* aus: Der beschwerliche Aufstieg des Menschen aus der Finsternis zum Licht kann als Allegorie für die philosophische Existenz gedeutet werden. Deren Annahme ist irreversibel, weil sie voraussetzt, die bewährte soziale Ordnung und das bisherige Leben inklusive aller Wahrnehmungs- und Denkmuster hinter sich zu lassen. Die Alterität des philosophischen Lebenswandels setzt also eine Veränderung der eigenen moralischen Wertmaßstäbe und des epistemischen Horizonts voraus; weil diese Prozesse in einer Abkehr von der Konvention bestehen, können sie, so Sölich, als utopisch gewertet werden. Als „amerikanischer Platon“ (167) rekurriert Henry David Thoreau (1817–1862) auf ebendieses Philosophieverständnis. Als Vertreter des amerikanischen Transzendentalismus, der u. a. danach trachtete, sich von der Autorität europäischer Wissenstraditionen zu emanzipieren, sah Thoreau das menschliche Entwicklungspotential besonders in der Bereitschaft, das normative gesellschaftliche Korsett abzulegen und die festgefahrene alltägliche Routine zu brechen, um sich ganz der Ungewissheit und dem Staunen, das notwendigerweise am Beginn eines ergebnisoffenen philosophischen Prozesses steht, hinzugeben. In einem Selbstversuch zog sich Thoreau mehrere Jahre lang in ein Häuschen am Waldensee zurück – eine Erfahrung, die er in seinem autobiographischen Werk *Walden* (1854) dokumentierte: Thoreau bietet in dieser ethisch-existentiellen Schrift keine systematische Anleitung zur Sozialreform, sondern vielmehr eine Orientierungshilfe für seine Leserschaft, verbunden mit dem Handlungsappell, auf die Mitmenschen einzuwirken und sie zur kritischen Reflexion über den eigenen Lebenswandel anzuregen. Sölich sieht das utopische Element in Thoreaus Ansatz, der keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhebt, darin, dass er die philosophische Lebensform als eine begreift, die den Status quo gedanklich und praktisch zu transzendieren vermag. In diesem Sinne positioniere sich Thoreau gegen die „Normativität des Faktischen“ (181), denn er plädiere für einen „ontologischen Pluralismus“ (180) und die Überwindung von sozialen Konventionen sowie von historisch Bekanntem, um ein Vordringen in den Bereich des Utopischen überhaupt erst möglich zu machen.

Efrat Gal-Ed zeichnet in ihrem Beitrag die Entwicklung der jiddischen Literatur in der ersten Hälfte des 20. Jh. in einem von Kriegen zerrütteten Europa nach. Dass jüdische Kulturschaffende nach dem Ersten Weltkrieg auf mehrere Orte versprengt waren und nicht automatisch an der Mehrheitskultur partizipieren konnten, beklagte etwa der Lyriker Uri Zvi Grinberg, indem er in dem Journal *Albatros* die Exterritorialität des Jiddischen metaphorisch mit dem eponymen Seevogel, der heimat- und ziellos über die Ozeane segelt, gleichsetzte. Der Ruf, die jüdische Lebensweise zu reformieren, wurde von Literaturkritikern wie Shmuel Niger aufgegriffen, der 1922 im New Yorker Magazin *Zukunft* die Idee in den Raum stellte, Jiddisch als multiterritoriale Literatur zu begreifen. Der Verunglimpfung des Jiddischen als „verdorbenes Deutsch“ wurde erst bei der Czernowitzer Sprachkonferenz (1908) entgegen-

gewirkt, im Zuge derer es als Nationalsprache der jüdischen Kultur anerkannt wurde. Von da an entstanden weltweit Zentren jiddischer Minoritätskulturen, z. B. in Warschau, Kiew, Moskau, New York, Buenos Aires und Montreal, die sich in einem geographisch fragmentierten Raum in Antithese zu den jeweils dominanten Kulturen positionierten und von einem transnationalen Selbstverständnis der ihnen angehörenden Autor*innen geprägt waren. So wurde „Jiddischland“ zu einem utopischen Projekt und zu einer *res publica litteraria*: Als Kulturation ohne Staat war deren Existenz alleinig an Identitätsbewusstsein und Zusammengehörigkeitsgefühl jiddischer Literatur- und Kulturschaffender gebunden; somit stellte sie einen Gegenentwurf zu den europäischen Zentralstaaten mit ihren klar definierten geographischen Grenzen dar. Seine Blütephase erlebte „Jiddischland“ von 1924 bis 1939, nicht zuletzt dank den Bemühungen von Nahmen Meisel und der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Literarische bleter*, die weltweit abonniert wurde; schließlich verblühte „Jiddischland“ jedoch zu einem Gedächtnisort, denn infolge der Shoa, stalinistischer Säuberungen und diverser Akkulturationsprozesse nahm die Zahl der Sprecher*innen bis 1945 kontinuierlich ab. Als utopisches Projekt durchlief Jiddisch vier Phasen (205): Vision, Verwirklichung, Institutionalisierung und Zerstörung (von außen).

Einem anderen transnationalen Vorhaben widmet sich der geschichtswissenschaftliche Beitrag von Sabrina P r o s c h m a n n: Sie untersucht politische Botschaften und visionäre Bilder von Europa, die auf ausgewählten Briefmarken europäischer Postverwaltungen zu finden sind, und geht der Frage nach, ob diese als „Zeitdokumente eines hegemonialen Diskurses“ (211) klassifiziert werden können. Ihr Fokus liegt dabei auf den sogenannten „Europa-Marken“, die von den sechs Mitgliedsstaaten der EGKS (= Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl) zwischen 1956 und 1959 in Umlauf gebracht wurden. Eine fundierte Analyse der Motive auf den Briefmarken legt nahe, dass das europäische Post- und Telekommunikationswesen durch die Gestaltung des Bildprogramms stets die europäische Zusammenarbeit, zumal in Krisen- und Kriegszeiten, betonen wollte, jedoch keine dezidiert propagandistischen Botschaften entsandte und sich somit seine politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit bewahrte. Ein Ausblick auf das Folgeprojekt der CEPT (= Conférence Européenne des Administrations des Postes et des Télécommunications) verdeutlicht, dass die von 1960 bis 1973 edierten Briefmarken verstärkt Friedenssymbole (z. B. 19 kleine Tauben, die eine große Taube bilden) zeigen. Das Unterfangen repräsentiert, so P r o s c h m a n n, einerseits die stabile grenzüberschreitende Zusammenarbeit der Postverwaltungen u. a. vor dem Hintergrund des Kalten Krieges, andererseits können die philatelistischen Bemühungen der CEPT als Vision für andere gesellschaftspolitische Bereiche und Institutionen gewertet werden, um europäische Integrationsprozesse zu fördern.

In Abgrenzung zu den vorangegangenen, überwiegend philosophischen, kultur- und geschichtswissenschaftlichen Beiträgen dieses Bandes richtet Eva Mona A l t m a n n ihren Blick auf einen literarischen Utopiebegriff. Ausgehend von konzisen terminologischen Erläuterungen zu zwei utopischen Spielarten – namentlich: Eutopie: ein positiver Idealstaatsentwurf; Dystopie: eine Horrorvision, die sich aus einer negativen Inversion der Eutopie ergibt – vertort die Autorin zwei zeitgenössische französische Utopien, *Soumission* (2015) von Michel Houellebecq und *L'Exil des mécréants* (2017) von Tito Topin, vorrangig in letzterer Kategorie. Beide Romane akzentuieren weniger das konstruktiv-reformatorische Potential der fiktiven Welt, sondern vielmehr das gesellschaftskritische Moment, das seit Thomas Morus ein wichtiger Teilaspekt der literarischen Utopie ist. Nicht zuletzt deswegen, weil die Publikation von Houellebecqs Werk mit dem islamistischen Angriff auf die Satirezeitschrift *Charlie*

Hedbo (07.01.2015) koinzierte, auf die wenige Monate später die Terroranschläge in Paris folgten (13.11.2015), erhielt es großes mediales Echo. Der nicht unumstrittene französische Bestseller-Autor entwirft in *Soumission* das dystopische Szenario eines muslimischen Terrorregimes im Frankreich der Jahre 2022/23: Um einen Wahlsieg des rechtspopulistischen *Front National* zu verhindern, gehen alle anderen Parteien eine Koalition mit der *Muslimischen Bruderschaft* ein und machen Ben Abbes zum Präsidenten. In der Folge kommt es zu einem radikalen Wandel der alltäglichen Gegebenheiten: Arbeit und Abtreibung werden für Frauen verboten, die Polygamie wird etabliert, gleichgeschlechtliche Ehen sind fortan untersagt, die Medien werden gleichgeschaltet, und die zentralen Bildungseinrichtungen werden finanziell sowie politisch umstrukturiert. Auf ähnliche Statuten stützt sich in Topins *L'Exil des mécréants* die länderübergreifende Allianz aus Katholiken (Vatikan), Juden (Israel), Sunniten (Saudi-Arabien) und Schiiten (Iran, USA), die ins Leben gerufen wird, um interkonfessionellen Kriegen ein Ende zu setzen. Vergehen gegen die religiös umstrukturierten Verfassungen ziehen harte Strafen wie z. B. hohe Geldbußen, die Internierung in Arbeitslager, die Enteignung oder sogar die Verbannung nach sich – Strafmaßnahmen, denen der Protagonist Boris, ein kirchenkritischer Journalist, mit einer Schar von Anhängern und Zufallsbekanntschäften auf seiner Flucht in das säkulare Kolumbien entkommen möchte. In einer vergleichenden Analyse der beiden dystopischen Romane zeigt Altman einerseits die Gefahren theokratischer Regimes auf, die totalitär veranlagt sind und universellen Geltungsanspruch erheben; andererseits betont sie, dass sowohl Houellebecq als auch Topin eine Art „Binnen-Eutopie“ entwerfen, in der sie das Potential einer heterogenen, ethnisch diversen Schicksals- und Wertegemeinschaft neu ausloten. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass *Soumission* und *L'Exil des mécréants* als theokratische Dystopien der utopischen Gattung eine neue Facette hinzufügen. Sie kehren von technologischen Zukunftsvisionen zu den sozialkritischen Wurzeln des Genres zurück und appellieren für zentrale europäische Grundwerte wie Toleranz, Demokratie und politisches Mitbestimmungsrecht, Gleichberechtigung, Religions- und Meinungsfreiheit.

Die Stärken dieses Bandes liegen nicht nur in der vorbildlichen Redaktion, sondern auch in dem breiten Spektrum der behandelten Inhalte, Textcorpora und Epochen. Daraus ergeben sich notwendigerweise unterschiedliche methodische Zugänge und verschiedene Auffassungen des titelgebenden Begriffs. Während das Utopiekonzept in manchen Beiträgen (z. B. Scheibel, Sliepen, Willmann, Proschmann) eher wie ein loses, assoziatives Konstrukt ohne expliziten theoretischen Unterbau wirkt und bis zu einem gewissen Grad arbiträr eingesetzt wird, erfährt es anderenorts (vorbildlich etwa bei Altman) eine klare Definition, was den Rezipient*innen eine Orientierungshilfe bietet. Mangel an Kohärenz kann man auch in Bezug auf die Illustrationen des Bandes feststellen: So wird etwa im Beitrag von Maslow die Leserfreundlichkeit durch ergänzende Abbildungen der wichtigsten Schauplätze und Karten von *Sanspareil* im Anhang des Artikels gesteigert; Proschmann hingegen verzichtet aus nicht ersichtlichen Gründen auf visuelle Unterstützungen, obwohl sich ihre Abhandlung über die Europa-Briefmarken und die dort beschriebenen Bildprogramme bestens dafür eignen würde. Als positives Gegenbeispiel ist der Beitrag von Steffens hervorzuheben, die in ihrer Bibliographie auf ein Ausstellungsprojekt an der HHU Düsseldorf, das sie 2017 gemeinsam mit Christof Neumann kuratiert hat, aufmerksam macht. Die verlinkte Website veranschaulicht, wie nachhaltige museale Praxis funktioniert: Sie ermöglicht den virtuellen Besucher*innen einen optisch ansprechenden, interaktiven Rundgang über die Insel Utopia, wie sie von Thomas Morus konzipiert wurde. Das als e-Reader download- und

archivierbare Kompendium bietet Bezüge zum historischen Kontext und ermöglicht einen gesellschaftspolitischen Vergleich mit modernen Staaten, außerdem enthält es Illustrationen, die sich präzise an der Textgrundlage des britischen Humanisten orientieren, welche vom Lateinischen ins Deutsche übertragen wurde.

In Summe tun die oben erwähnten *monenda* dem positiven Gesamteindruck keinen Abbruch: Der verdienstvolle Sammelband stellt einen wichtigen Beitrag zur interdisziplinären Utopieforschung dar und liefert Anknüpfungspunkte für weitere Studien. Den Leser*innen wird diskurs- und evidenzbasiert vor Augen geführt, welche Konfigurationen europäischer Identität sich – gebrochen durch eine historische, soziologische, philosophische und literarische Perspektive – ergeben können und welchen essentiellen Platz das Denken in Utopien von der Antike bis in die Gegenwart im kulturellen Gedächtnis Europas einnimmt.

Katharina-Maria Schön

Ursula Seeber - Veronika Zwirger - Doerte Bischoff - Carla Swiderski (Hg.), *Mensch und Tier in Reflexionen des Exils*. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2021. (Exilforschung. 39.) 408 S. 71 Abb. ISBN 978-3-11-073080-7. e-ISBN (eBook) 978-3-11-072962-7

Der Sammelband nimmt zwar nicht unmittelbar auf Zeugnisse der griechischen oder lateinischen Literatur Bezug, wird aber hier angezeigt, weil er auf einen Gesichtspunkt der aktuellen Human-Animal Studies aufmerksam macht, der neben etlichen anderen eben auch in griechischen und lateinischen Quellen in Antike, Mittelalter und (Früher) Neuzeit thematisiert wird, deren philologisch-wissenschaftliche Erforschung sich in Österreich zur Zeit im produktiven Anfangsstadium befindet. (Anm. K.S.)

Die Schriftstellerin und Hundefreundin Hermynia Zur Mühlen und ihr Mann Stefan Klein flüchteten 1933 mit ihren Hunden aus Deutschland (11). Der Schriftsteller Carl Zuckmayer und seine Frau Alice flohen 1938 mit dem Familienhund aus Wien (11–12). Und seit den großen Fluchtbewegungen im Jahr 2015 berühren uns Berichte von Flüchtenden, die ihre Haustiere, v. a. Katzen, aus ihrer Heimat, wie etwa Putci aus Tunesien und Joedo aus dem Sudan, mit auf die Reise ins Ungewisse nehmen (<https://www.heute.at/s/katze-reiste-als-fluechtling-von-tunesien-nach-italien-100139980>), und ihre Erfahrungen mit Tieren, die Geflüchteten in ihrer neuen Heimat oder in den Zwischenstationen dorthin Trost und ungeteilte Zuneigung zuteil werden lassen: So zog z. B. 2016 ein Kater in ein Flüchtlingscamp in Oberösterreich und wurde von den Bewohner*innen liebevoll aufgenommen und umsorgt (Schabenreith News 2 [2016]). Seit dem Ukrainekrieg erreichen uns ähnliche Berichte: von über viele Kilometer getragenen alten Hunden, von Ziegen, die in polnischen Tierheimen notversorgt werden und leider auch von Streunern wider Willen, denen von Busfahrern die Mitfahrt verweigert wurde. (Ähnlich erging es 2021 auf afghanischen Flughäfen gestrandeten *companion animals*.)

Dem gegenüber steht die Herabwürdigung von Menschen, indem man sie durch Tiervergleiche auf dem vermeintlich niedrigeren moralischen Niveau von Tieren ansiedelt. In Extremsituationen kann es also sowohl zu einer noch stärkeren Abgrenzung von Anderen als auch zur Solidarisierung mit denselben kommen. Dabei können diese ‚Anderen‘ auch Tiere sein, wie die genannten Beispiele zeigen. Was aber dabei deutlich zu Tage tritt, ist, dass es sich in beiden Fällen um rassistische bzw. spezieististische Gedankenkonstrukte handelt: Menschen werden in Rassen eingeteilt, von denen manche abgewertet werden, bei den Tieren

wiederum gibt es Arten, die bevorzugt behandelt werden und solche, die diskriminiert werden (wenn etwa die Familie Zuckmayer ihren geliebten Hund ins Exil mitnimmt, dort dann aber sog. „Nutz“tiere züchtet [15–16]). Dass sich dieser Dualismus durch die Geschichte der Menschheit zieht, zeigen etwa die Forschungen von James Serpell, Gabriela Kompatscher, Sonja Schreiner u. a. (die beiden letzteren konzentrieren sich dabei auf Antike, Mittelalter und Frühe Neuzeit).

Die Beiträge dieses Bandes, die im Anschluss an die Jahrestagung der Gesellschaft für Exilforschung 2020 entstanden sind, verknüpfen nun erstmals die Exilforschung mit den Human-Animal Studies, insbesondere den Cultural and Literary Animal Studies, indem sie Mensch-Tier-Beziehungen im Kontext von Flucht und Exil in den Fokus stellen.

Der Call for Papers für die genannte Tagung lud zwar auch zu Beiträgen mit Antikebezug ein, doch auch wenn keine*r der Autor*innen direkt auf das von uns vertretene Fach eingeht, kann der Band eine Reihe von Anregungen geben, wie Zugänge zu darin behandelten Themen und Motiven in den Bereichen Exilierung, Migration und Animalisierung, die sich auch in anderen Epochen nachweisen lassen, gestaltet werden können. Hinweise auf entsprechende antike (und wirkungsgeschichtliche) Texte, die sich für entsprechende Analysen anböten, sind bei der Besprechung einzelner Buchteile mit eingeflossen.

Mit den Reflexionen aus dem Titel des Buches sind Spiegelungen von Exilsituationen mit Tieren vor allem in Literatur, Kunst und Kultur gemeint. Die insgesamt 19 Beiträge dazu gruppieren sich in fünf Hauptkapitel. Ihnen geht eine Einleitung von Ursula Se e b e r voran („Fährten lesen: Mensch und Tier in Reflexionen des Exils. Eine Einleitung mit Bezug auf die Exilpresse“), in welcher die unterschiedlichen Perspektiven und Fragestellungen der Artikel angerissen werden. Im Folgenden sollen einige Beiträge stellvertretend für die anderen kurz vorgestellt werden.

In Teil I („Heimat und Rückkehr: [Zwangs-]Migration in Tieren gedacht“) schreibt Sanna S c h u l t e über die metaphorischen Bedeutungen des Vogels, die sich für eine breite Palette an positiven Chiffren wie z. B. für „Freiheit“ und negativen wie für „Verlust der Nestwärme“ anbieten (55). In der ersten untersuchten Erzählung, *Die Schwalbe* (1946) von Alice Penkala, ist es ein reales Tier, das von der Hauptfigur als Lebewesen wahrgenommen und gleichzeitig symbolisch aufgeladen wird und als Zugvogel für das Exil und gleichzeitig für die Heimat steht. Bei Elisabeth Freundlichs titelgebender Figur aus ihrem Roman *Der Seelenvogel* (1986, wurde aber bereits in der Exilzeit verfasst) handelt es sich hingegen um ein reines Abstraktum, nämlich um einen ursprünglichen Grabschmuck in Form einer Vogelfigur, welche die Funktion hat, zur Erinnerung an die Judenvernichtung zu mahnen. Die Erzählung von Herta Müller *Der Mensch ist ein großer Fasan auf der Welt* (1986) ist neueren Datums und entspringt geänderten politischen Umständen – nun sind es Deutschland und Österreich, die als ersehntes Exil fungieren. Die Eule steht – als Todesbotin in einem rumänischen Dorf – für die staatliche Willkür, der die Bewohner*innen ausgesetzt sind. Für den Menschen steht hingegen der Fasan – ein Vogel, der nicht fliegen und damit nicht fliehen kann und somit ausgeliefert ist. Ein Restümee hätte den Artikel abgerundet; nichtsdestoweniger gebührt der Autorin Dank für die Vorstellung und Analyse dieser drei wichtigen Texte, welche Impulse zu einer Untersuchung der Symbolik von Vögeln im Zusammenhang Heimatferne und Migration in der Antike geben können – man denke etwa an die Tauben, die – zumindest als Begleiter „auf Kurzstrecke“ – Aeneas den Weg zum Goldenen Zweig weisen (Verg. *Aen.* 6, 190–204; es kann übrigens angenommen werden, dass Aeneas – wie bei Schiffsreisenden üblich – auf seiner Fahrt ins Exil Tiere mit an Bord hatte, und zwar als Nahrungsressourcen und als

Opfertiere). Auch Tiere, die in den Krieg mitgeführt wurden, können hier angeführt werden, wie etwa Hannibals Elefanten (Livius 21, 29–38). Nur am Rande sei erwähnt, dass im Mittelalter ebenfalls Tiere – wie auch schon nach athenischem Recht – nach einer gerichtlichen Verurteilung – in die Verbannung geschickt werden konnten (dazu etwa Peter Dinzelbacher, *Das fremde Mittelalter. Gottesurteil und Tierprozess*, Essen 2006).

In Teil II („Animalisierung und Ausgrenzung im NS-Diskurs“) geht es teils um reale Tiere, etwa Kaninchen, die einerseits ganz konkret als Ressource genutzt wurden, deren Zucht andererseits die nationalsozialistische Rassenideologie widerspiegelte (Joela J a c o b s, „*Die lustige Kaninchenfibel*: Ideologische Mensch-Tier-Parallelen in der Rassekaninchenzucht des Dritten Reiches“) und teils um Tiere, die als Metaphern gelesen werden sollen (Carla S w i d e r s k i, „Das Experiment ‚Mensch‘ in Stephan Lackners Exildrama *Der Mensch ist kein Haustier*“). Brigitte M a y r und Michael O m a s t a befassen sich in ihrem Artikel („Der Werwolfmythos in Curt Siodmaks *The Wolf Man*“) mit der Figur des Werwolfs, der aus der Perspektive der Human-Animal Studies die verschwimmenden Grenzen zwischen Mensch und Tier symbolisiert. Der Werwolf kann gleichzeitig einen Zustand des Exils anzeigen, in welchem der Mensch zum Verfolgten wird und fern seiner vertrauten Umgebung Zuflucht suchen muss, meist in Wäldern (163). Dabei sieht sich Regisseur, Drehbuchautor und Produzent Siodmak als Emigrant selbst als Wolfsmann. Eine vertiefte Auseinandersetzung mit dem Thema durch die beiden Autor*innen könnte durchaus spannend sein. Abgesehen davon, dass das Werwolf-Motiv auch aus Antike und Mittelalter bekannt ist (z.B. bei Plin. *NH* 8, 34, und Ovid *Met.* 1, 232–239), bildet die Antike generell zum Thema Animalisierung eine facettenreiche Grundlage: Man denke an den Vergleich von Sklaven – oft aus ihrer Heimat Verschleppte, die nun quasi im Exil ihr Dasein fristen – mit Tieren bei Aristoteles (z. B. *Pol.* 1, 1254b) oder den Vergleich fremder Ethnien mit Tieren bei Ammianus Marcellinus (z. B. 31, 2, 2 zu den Hunnen).

In Teil III („Tiere als Gefährten und Arbeitsgrundlage im Exil“) legt Anthony G r e n v i l l e dar, wie Tiere – als reale Tiere im Leben von Menschen im Exil, die z. T. in deren Werken fortleben – dazu beigetragen haben, dass Geflüchtete in der Fremde neue Wurzeln bilden konnten („Die Tierwelt als Hilfsmittel zur sozialen Integration“). Der Beitrag von Günter H ä n t z s c h e l („Mechtilde Lichnowsky und ‚dieser merkwürdige Überhund Mensch im Exil‘“) ist nun ganz im Sinne der Human-Animal Studies, in diesem Fall der Cultural and Literary Animal Studies ausgerichtet: Er macht auf die Perspektive des Tieres aufmerksam, die Mechtilde Lichnowsky in ihren Werken mehr und mehr einnimmt; diese führt in deren Werk *An der Leine* zu einer Aufhebung der Dichotomie zwischen Mensch und Tier, oder zumindest Mensch und Hund (im Exil, das so ein Miteinander-Verschmelzen durch das Fehlen anderer Sozialkontakte wohl erst ermöglicht), (191) „sodass sich beide einander auf einer dritten, hybriden Ebene begegnen, auf der menschliches und tierliches Verhalten in gegenseitigem Verstehen und Aufeinander-Angewiesensein konvergieren.“ Nur nebenbei bemerkt: Die Verwendung von tierfreundlichen Begriffen wie „tierlich“ statt dem abwertend konnotiertem „tierisch“ ist erfreulich (vielleicht hat sich „tierlich“ alltagsmässig noch nicht etabliert, aber in einschlägigen Publikationen wie etwa Jessica Ullrich - Frederike Middelhoff, *Tiere und Migration, Tierstudien* 19 [2021], ist er bereits Standard). Begegnungen mit und Beziehungen zu Tieren im Exil kennen wir auch aus der Antike: Aristoteles beginnt im Exil auf Lesbos – angeregt von der dortigen Tierwelt – mit seinen zoologischen Studien. In Ovids *Tristien* (3, passim) beschreibt das Dichter-Ich Beobachtungen zur Fauna aus der Umgebung seines Exils und führt Fische, Pferde, Singvögel u. a. an;

auch wollte man aus den *Haliutica* ablesen, dass der Dichter Zerstreung durch das Fangen von Fischen gesucht habe (wie Annemarie Ambühl, *Der andere Ovid*, *Antike Welt* 6 [2017], 8–12, anmerkt). Und wenn wir unter Exil auch das freiwillige Exil verstehen, können hier etwa Eremiten und Mönche genannt werden, die sich in die Einöde zurückziehen und Beziehungen zu Tieren eingehen (etwa Kyran, der mit Hilfe von Tieren ein Kloster baut, die anschließend *quasi monachi* mit dem Heiligen zusammenleben [*Vitae sanctorum Hiberniae*]). Auch Petrarca erfährt während seines (freiwilligen) Aufenthaltes in der Ferne, in Vacluse, ganz offensichtlich eine Erhöhung seiner Lebensqualität durch ein Tier: Kardinal Giovanni Colonna hatte ihm einen Hund geschenkt, als *solamen comitemque* (*Epist. metr.* 3, 5, 10; dazu Sonja Watschinger, Petrarca, *Epistula metrica* 3,5, *Latein Forum* 103 [2021]) – diese Versipstel böte sich zum direkten Vergleich mit Lichnowskys Werk an.

Teil IV („Schauplatz Zoo: Perspektiven aus dem Exil“) ist den Zoos gewidmet, die in verschiedenster Funktion eine Rolle spielten. So geht es im Artikel von Katja B. Schai ch („Versteckt im Affenfelsen. Untergetauchte im Amsterdamer Zoo“) um Zoos als Zufluchtsort für verfolgte Menschen; so bot etwa der Amsterdamer Artis Zoo zwischen 1942 und 1945 200 bis 300 Menschen Unterschlupf, bei denen es sich meist um junge Männer, die der Arbeitsdienstverpflichtung entkommen wollten, Juden und Jüdinnen sowie einige Widerstandskämpfer handelte (240 und 244) – alle überlebten. (Dazu sei erweiternd angemerkt, dass auch an verschiedenen Orten des Warschauer Zoos Menschen vor Verfolgung geschützt werden konnten.) Der Aufsatz schildert die Schicksale dieser Menschen sehr eindringlich, lenkt den Blick aber auch auf die Tiere, indem er die Reaktionen der Tiere im Amsterdamer Artis Zoo während der Bombardierung berücksichtigt und das Schicksal vieler Katzen und Hunde sowie mancher Zootiere zu Zeiten der Essensrationierungen anspricht.

Teil V („Aus den Archiven: Tiererzählungen von Exilautor*innen“) enthält vier z. T. bisher unveröffentlichte Texte der Exilautor*innen Hilde Domin, Alfred Polgar, Lore Segal und Alexander Roda Roda – mit betontem Antikebezug, da er seine Erzählung nicht nur *Androclus und der Löwe* nennt, sondern auch einleitend explizit auf seine Quellen verweist und somit einen wertvollen Ergänzungstext zu den antiken Vorlagen liefert.

Wie für die Bände aus der Reihe „Exilforschung“ üblich, beschließen Rezensionen von Publikationen zum Thema Exil sowie Kurzbiographien der Autor*innen den Band: eine wichtige Publikation, die uns auch für die Nöte von Vertriebenen und Flüchtenden aller Zeiten sensibilisieren kann. Sowohl eine Aufarbeitung des Themas in Antike und Mittelalter als auch eine Fortsetzung der Forschung zu Mensch-Tier-Beziehungen in Geschichte, Literatur und Kunst des Exils im späten 20. und frühen 21. Jh. sind auf jeden Fall ein Desiderat, um etwa anthropologische Konstanten im Bereich von Exil, Flucht und Migration herauszuarbeiten. Eine solche Ausweitung auf andere Zeiten (und auch Kulturen) würde sehr gewinnen, wenn darin die Prinzipien der Human-Animal Studies noch stärker berücksichtigt würden, wie etwa die Vermeidung eines anthropozentrischen Blickwinkels und somit die Einnahme eines *animal standpoint* (Stichwort „Perspektivenwechsel“); der Blick auf Tiere als Subjekte, Akteure mit Wirkmächtigkeit (*agency*) und Individuen, und nicht als Objekte oder Randfiguren; ein tiersensibler Sprachgebrauch und eine antispeziesistische Haltung. Eine richtungsweisende Frage könnte hierbei folgende sein: Wie kann meine Forschung zu einer Verbesserung des Mensch-Tier-Verhältnisses und einer Besserstellung nicht-menschlicher Tiere beitragen? Dafür hält auch der Rückgriff auf (griechische und) lateinische Texte (von der Antike bis in die Neuzeit) ergiebige Ergänzungen bereit, wenngleich auch hier zumeist stärker die menschliche Sichtweise in den Blick genommen wird – wie in der alttestamentari-

schen Erzählung von der Arche Noah, auf die in der Tagungsankündigung (<https://www.hsozkult.de/event/id/event-91221>) explizit hingewiesen wird, oder in (ovidischen) Mythen.

In den meisten Beiträgen des vorliegenden Bandes wird danach gefragt, wie traumatisierende Flucht- und Exilerfahrungen durch die Beschäftigung mit Tieren, realen und imaginierten, gelindert werden konnten – eine höchst interessante Forschungsfrage –, kaum je aber danach, wie sich die entsprechenden Situationen für die (realen) Tiere dargestellt haben: auf der Flucht zu sein, lange Wochen in Quarantäne zu verbringen, zum einzigen Ansprechpartner zu werden, als Kaninchen oder sonstiges „Nutz“tier gezüchtet und geschlachtet zu werden etc. Ausnahmen hierzu bilden etwa die Artikel von Günter Häntzschel, der nach der Einnahme der Tierperspektive im von ihm untersuchten Werk *An der Leine* fragt, jener von Katja B. Z a i c h über den Amsterdamer Zoo oder Julia W i n c k l e r s Analyse von Wolf Suschitzkys Tierporträts. Nichtsdestoweniger bietet der Band äußerst interessante Perspektiven auf bisher kaum beachtete Dimensionen von Flucht- und Exilerfahrungen.

Gabriela Kompatscher

Franz R ö m e r, Vorlesungsanthologie zur thematischen Breite und politischen Relevanz der römischen Literatur. Hg. von Wolodymyr S u l y m. Lwiw: Nationale Iwan-Franko-Universität 2021. 392 S. ISBN 978-617-10-0679-9

Wenige Tage vor Beginn des völkerrechtswidrigen Angriffskriegs auf die Ukraine sind die ersten Exemplare der Vorlesungsanthologie in Wien eingetroffen – persönlich überbracht vom Sohn des Herausgebers an den Verfasser.

Sieben der zehn Beiträge sind überarbeitete Fassungen von Vorlesungen, die Franz R ö m e r zwischen 2006 und 2013 in Lwiw, Tscherniwzi, Drohobytch und Ternopil auf Einladung von Wolodymyr S u l y m gehalten hat („Die römische Elegie“, „Die römische Satire“, „Römische Briefliteratur“, „Römische Fachliteratur“, „Das Geschichtsbild Sallusts“, „Die Darstellung von Frauen bei römischen Historikern und bei Boccaccio“ und „Das Problem des ‚gerechten Krieges‘ bei den großen römischen Historikern“).

Für weiterführende Informationen – insbesondere zum Fakultätsabkommen zwischen den Universitäten Wien und Lwiw – sei auf die kompakte Vorstellung des Buchs durch den Verfasser auf der Website des Instituts für Klassische Philologie, Mittel- und Neulatein der Universität Wien (<https://klassischephilologie.univie.ac.at/forschung/vorlesungsanthologie-zur-thematischen-breite-und-politischen-relevanz-der-roemischen-literatur/>) und zusätzlich auf die Platzierung des Artikels auf der Website „University of Vienna stands with Ukraine“ (<https://ukraine.univie.ac.at/>) verwiesen.

Die den einzelnen Vorlesungen zugrunde liegenden Materialien wurden damals auf der von Herbert Van Uffelen betriebenen e-learning-Plattform OLAT allen Interessierten (insbesondere in der Ukraine) zur Verfügung gestellt. Die Annexion der Krim 2014 hat die erfolgreiche Kooperation unterbrochen, nachdem bereits im Spätherbst 2013 Einschränkungen des Lehrbetriebs im Zug der Majdan-Bewegung zur Folge gehabt hatten, dass nicht mehr alle vorbereiteten Kurse abgehalten werden konnten.

2019 entstand die Idee, die Vorlesungen als Lehrbuch zu publizieren und um zwei neu verfasste Beiträge („Das Geschichtswerk des T. Livius“ und „Politik und Propaganda in der Literatur der frühen römischen Kaiserzeit“) und einen Wiederabdruck („Der Ältere Scipio

Africanus im Spiegel der Weltliteratur“, vormalis in „Kremser Humanistische Blätter“ 19 [2018], 71–102) anzureichern und durch Rahmentexte, ein „Vorwort“ des Herausgebers und ein „Nachwort“ des Verfassers, zu kontextualisieren. Die insgesamt zehn Kapitel unterliegen einer systematischen Gliederung in ein „Abstract“, die jeweilige „Vorlesung“, nummeriert von I–X, und „Literatur (Auswahl)“. Letztere ist bis auf einige Ergänzungen im Wesentlichen auf dem zum Zeitpunkt der ursprünglichen Fassung aktuellen Stand.

Der gefällig gesetzte Band besticht durch eine wohlponderierte Mischung aus Überblicksdarstellung, Detailinterpretation und Originaltexten nebst Übersetzung und ermöglicht somit auf der Makroebene einen niedrigschwelligen und mittelbaren Zugang zum breit gesetzten Themenspektrum ebenso wie spezialisierte Beobachtungen und unmittelbare Einblicke in den literarischen Stil der einzelnen Autoren bzw. Gattungen auf mikrophilologischer Ebene. Dadurch, dass der Bogen konsequent von der Entstehungszeit der zahlreichen Genres angehörenden Texte bis zur (zuweilen auch überraschenden, etwa bei der Sicht auf Catilina) Wirkungsgeschichte gespannt wird, zeigt sich die Aktualität der nur *prima vista* ‚alten‘ Literatur; in besonderem Maß gilt dies seit dem 24. Februar 2022 für den Abschnitt zum *bellum iustum*, einer machtpolitischen Konstruktion, die all ihrer Widerwärtigkeit und Abwegigkeit zum Trotz im Mahlstrom der Geschichte Machthaber, Despoten, Potentaten, Diktatoren und Autokraten durch schrankenlose Uminterpretation der Wahrheit für ihre Zwecke zu nutzen und auf dem Rücken ihrer Opfer auszuleben verstanden (und leider immer noch verstehen).

Das Buch wird auch außerhalb der Ukraine vielen Leser*innen Freude machen, insbesondere denen, die den Vortragenden (als Studierende oder bei Pädagog*innenfortbildungen) noch selbst als begeisternden akademischen Lehrer gehört haben, da es – mit Ausnahme der Fachhistorie und der Kulturgeschichte – alles umfasst, was Franz R ö m e r über viele Jahrzehnte an die nachkommenden Philolog*innengenerationen vermittelt hat. Österreicherischen (oder genauer noch: Wiener) Aufrufen, diese Summe seines Wirkens zu veröffentlichen, ist er nie nachgekommen. Daher gilt umso größerer Dank den ukrainischen Kolleg*innen, dass sie ihn zum Umdenken bewogen haben: Слава Україні!

Sonja Schreiner